





HANS VON BÜLOW

HANS VON BÜLOW

SEIN LEBEN UND SEIN WIRKEN

B A N D I

AUS HANS VON BÜLOWS LEHRZEIT

VON

HEINRICH REIMANN

MIT EINEM PORTRAIT HANS VON BÜLOWS VON FRANZ VON LENBACH UND ANDEREN BILDBEIGABEN

„HARMONIE"
VERLAGSGESELLSCHAFT FÜR LITERATUR UND KUNST
BERLIN W. 35



HANS VON BÜLOW

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach
Original im Besitz der Frau Geheimrat Daniela Thode
geb. von Bülow in Heidelberg

AUS

HANS VON BÜLOWS LEHRZEIT

ERSTER TEIL EINER UNVOLLENDET GEBLIEBENEN BIOGRAPHIE DES KÜNSTLERS

VON

HEINRICH REIMANN

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

„HARMONIE"
VERLAGSGESELLSCHAFT FÜR LITERATUR UND KUNST
BERLIN W. 35

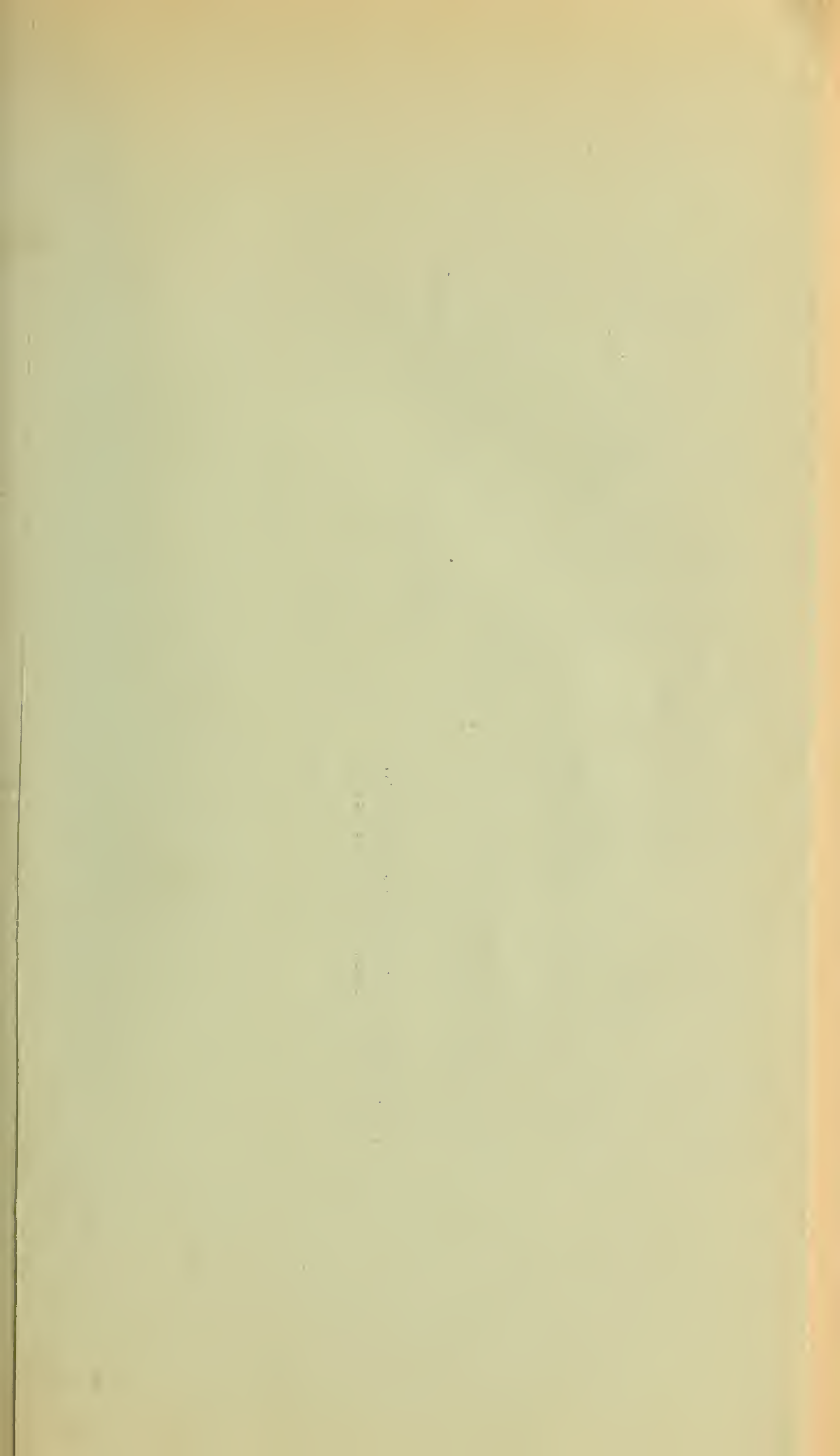
Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender Breslau III.

Vorwort des Herausgebers.

Zwei grössere Arbeiten haben Heinrich Reimann in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigt; die eine war eine Biographie seines geliebten Meisters Bach, die andere ein gross angelegtes Werk über Wagner, Liszt und Bülow. Der Tod setzte am 24. Mai 1907 Reimanns unermüdlichem Schaffen ein zu frühes Ziel. Die beiden Werke sind unvollendet geblieben; von Bach ist ein immerhin erheblicher Teil, von der andern Arbeit ein verhältnismässig kleiner ausgearbeitet hinterlassen worden, beide aber erfreulicherweise so, dass es nur einer leicht nachhelfenden Hand bedurfte, um die Niederschrift druckfertig zu ma-

chen. Bei der Bach-Biographie wird dies von andrer Seite geschehn.

Zu dem Werke über Wagner, Liszt und Bülow ist eine Fülle von Stoff vorhanden, den Reimann an verschiedenen Orten, wie München, Weimar, Meiningen usw., aus mündlichen und handschriftlichen Quellen zusammengetragen hat und zu dem auch die Familie Wagner willig das Ihrige beitrug, Für Bülow kamen die persönlichen Berührungen des Autors und seine Teilnahme an den Bülow-Konzerten in Betracht, die zur Folge hatten, dass er sich in dessen Schaffen und in die Eigenart seines Wesens, das in einzelnen Punkten dem des Biographen nicht unähnlich war, vertiefen konnte. Wie ihm dies gelungen ist, davon geben mehrere früher ge-



Verehrter Herr,

gestatten Sie mir ~~Ihnen~~ schriftlich, da ich als Patient nicht die Ehre haben kann, Sie persönlich aufzusuchen, Ihnen eine Bitte auszusprechen, durch deren Erfüllung Sie mich und meine Frau zu herzlichem Danke verpflichten würden. Liszt hat für Montag Vormittag eine Probe seines „Dante" und der „Hunnenschlacht" angesetzt, von der ich mir einen großen Genuß und eine Entschädigung für meine Abwesenheit während des Septemberfestes versprechen. Würden Sie vielleicht disponirt sein, diesen Morgen durch einen Vortrag des vierstimmigen Gesanges „über allen Wipfeln ist Ruh" zu verherrlichen und die Güte haben, Ihre Herren Collegen dazu aufzufordern? Mein Schwiegervater hat mich quasi dazu autorisirt, Sie darum ersuchen zu dürfen und ich brauche Ihnen kaum zu wiederholen, wie dankbar ich Ihnen für eine geneigte Berücksichtigung sein würde. Mit den ergebensten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin von meiner Frau und mir
in hochachtungsvoller Bewunderung

Ihr ganz ergebener

Hans v. Bülow

Sonnabend Nachmittag
10/10 57.

Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.

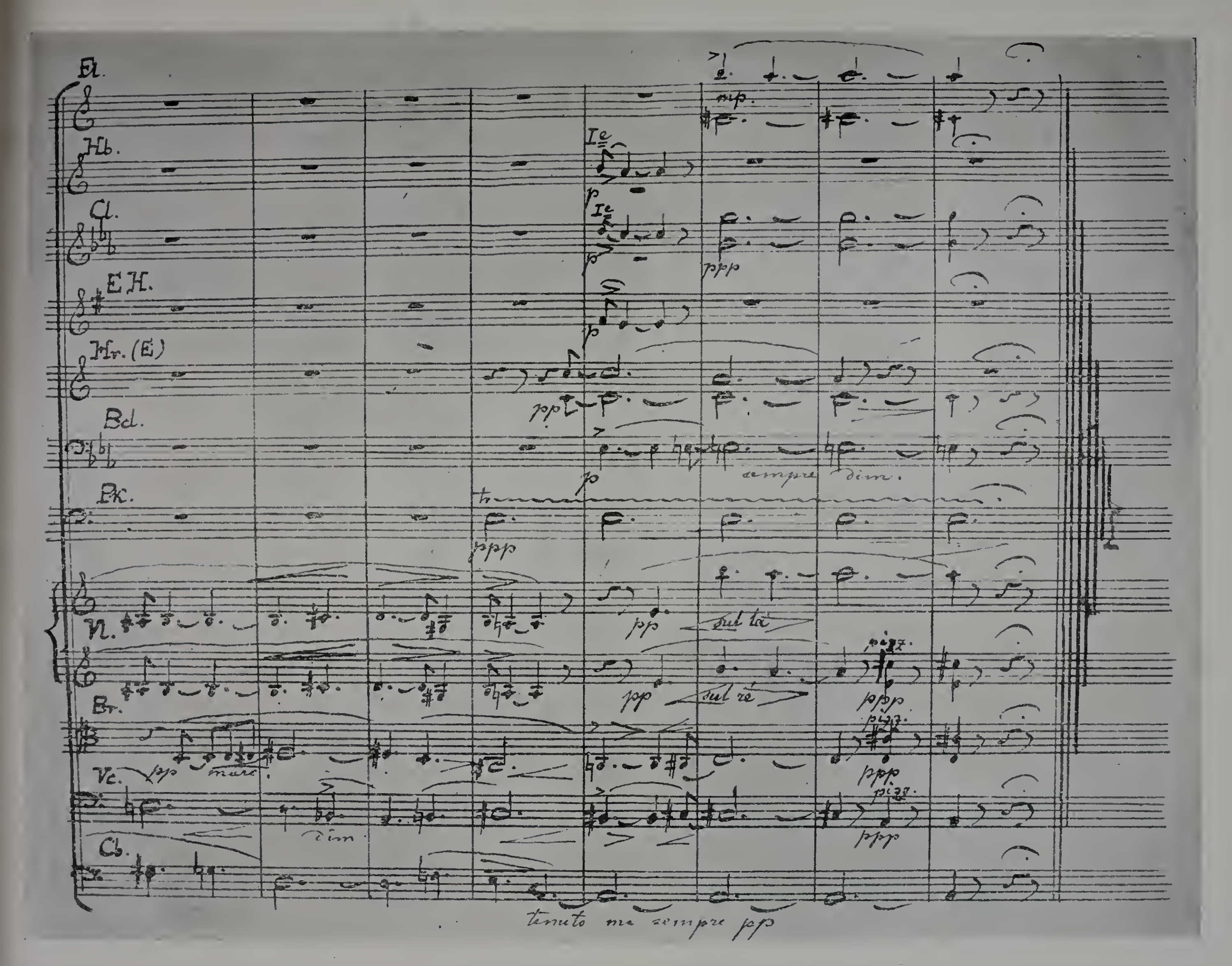
druckte Arbeiten Zeugnis: 1891 im Magazin für Literatur über Bülow als Erzieher, 1894 im Klavierlehrer eine Skizze seines Lebens, 1896 in den Blättern für literarische Unterhaltung eine allgemeine Würdigung der Bedeutung des Meisters. Auch in dem hinterlassenen Werke ist der Bülow betreffende Teil am weitesten gefördert. Da er zugleich einen abgeschlossenen Zeitraum von dessen Leben umfasst, wird seine Veröffentlichung Interesse erwecken. Vielleicht dürfte sie auch nach der Richtung hin wirken, dass sich eine kundige Hand findet, der wir den vorhandenen gesammelten Stoff zur Bearbeitung eines Schlussbandes der Bülow-Biographie übergeben können.

Der Herausgeber, der durch die Ver-

öffentlichung eine Freundespflicht zu erfüllen glaubt, hat dabei nur den Anteil, einzelne Unebenheiten geglättet und die bibliographischen Angaben ergänzt zu haben; er erfreute sich der liebenswürdigen Unterstützung von Frau Daniela Thode, geb. von Bülow, die das Manuskript einer Durchsicht unterwarf, wodurch an einzelnen Stellen eine Richtigstellung möglich gemacht wurde. Auch das beigegebene Titel-Portrait Bülows nach Franz von Lenbach verdanken wir ihrer Güte.

So möge Heinrich Reimanns letztes Werk in die Öffentlichkeit treten als ein neues Zeugnis dafür, dass geistige Durchdringung einer Aufgabe, die er sich stellte, und ernstes, auf Quellenstudium und eignem Urteil ruhendes





Handschrift Hans von Bülows

Schaffen stets das Ziel seines Strebens gewesen sind.

BERLIN, im November 1908.

Professor Dr. Heinrich Meisner.

INHALT:



Das Wappen
derer von Bülow



1.

Das altritterliche Geschlecht derer von Bülow.

Bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts hinauf lassen sich die Ahnherren des altritterlichen Geschlechtes derer von Bülow verfolgen. Gottfried und Eilbert zu Bülow, dem im Kreise Gadebusch (Mecklenburg-Schwerin) gelegenen Stammgute des Geschlechtes, gelten als die ersten bekannten Vorfahren desselben. Lützow, Wakenstädt und Kaeselow, drei kleine heute noch vorhandene Dörfer, bezeichnen die Ausdehnung des herrschaftlichen Landbesitzes dieser ältesten Bülows. Obwohl das Geschlecht sich schon sehr früh in zahlreiche Sei-

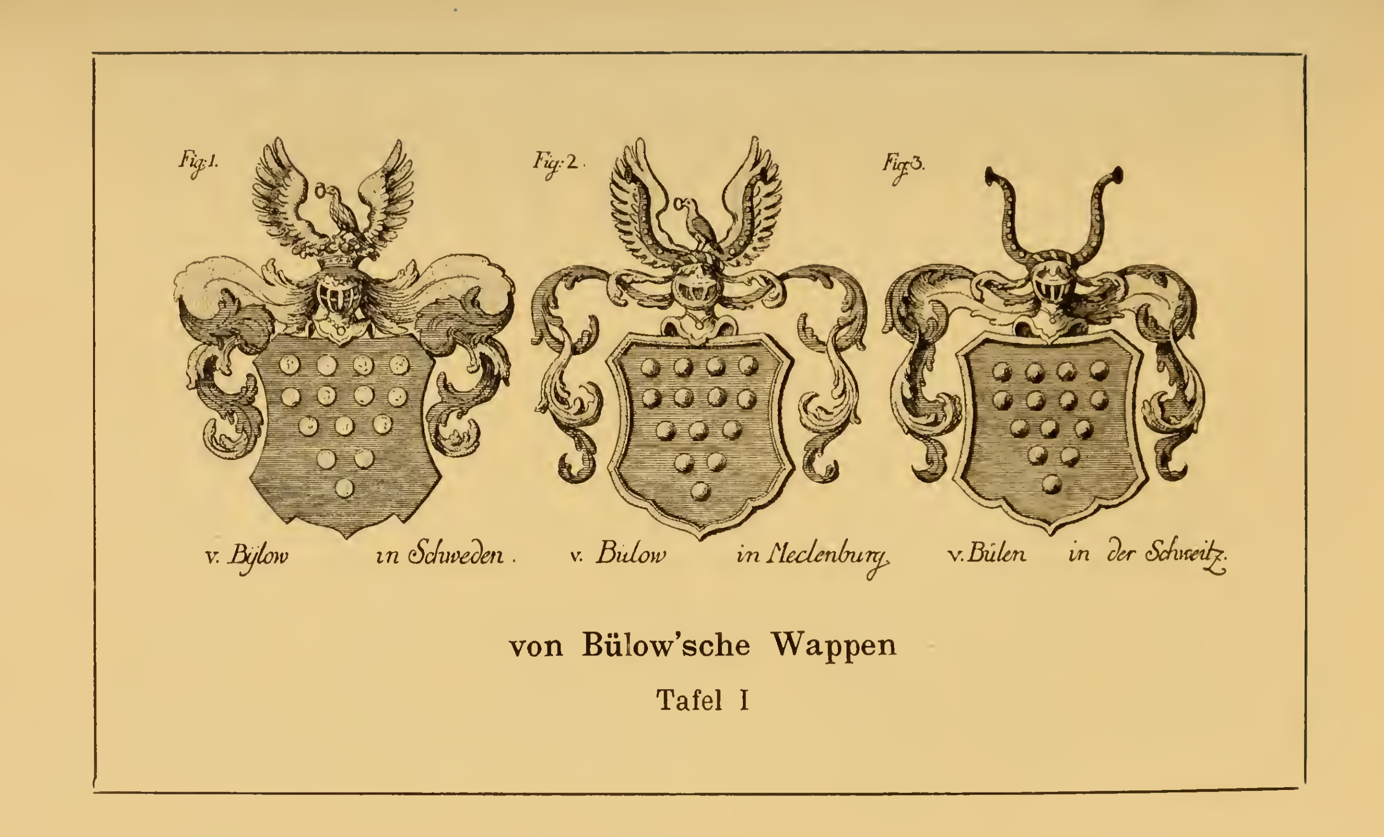
ten- und Nebenlinien verzweigte, ist es auf Grund zuverlässiger genealogischer Forschungen möglich, die direkte Deszendenz unseres Hans von Bülow von dem allgemein als gemeinsamen Stammvater des Geschlechtes anerkannten Ritter Gottfried II. und seiner Gemahlin Adelheid aufzustellen. Die im Anhang mitgeteilte genealogische Tabelle weist den urkundlichen Zusammenhang mit jeder nur wünschenswerten Genauigkeit nach. Ein Blick auf die stattliche Reihe von Ahnen*), wie sie das Familienbuch der von Bülow aufzählt, lehrt, dass die

*) Die Tabelle im Anhange bietet selbstredend nur die mit Hans von Bülow endende direkte Stammesfolge unter Ausschluss der zahllosen Neben- und Seitenlinien. Genauere Übersichten geben die Tabellen in Paul von Bülows „Familienbuch der von Bülow" 1858.

Bülows von alters her hohe geistliche und weltliche Ämter verwalteten. In der ältesten bis auf Heinrich XVIII. (1388), den Stifter der Seitenlinie Gartow, reichenden Tabelle des Familienbuches findet man mehrere Familienmitglieder als Bischöfe von Schwerin und die meisten als „Ritter und Rat“ charakterisiert; insbesondere scheint Heinrich XII. auf Plüschow mit dem Ehrenbeinamen „Coluenacke“ nicht bloss ein „tapferer Ritter“, wie der Beiname besagt, sondern auch ein aussergewöhnlich bedeutender Rechtsgelehrter gewesen zu sein. Auch die Mitglieder der Seitenlinie Bülow-Gartow, mit den Abzweigungen Stintenburg, Oebisfelde, Schrapelau sind teils kurbrandenburgische, teils braunschweig-lüneburgische Räte und ein überaus vornehmes auf

Ebenbürtigkeit in der Wahl der Gemahlinnen peinlich bedachtes Geschlecht.

Mit Achaz auf Schrapelau (ungefähr 1700), der als vierte Gemahlin eine Tochter, Magdalene, des hochberühmten Rechtslehrers Samuel von Pufendorf heimführte, beginnt eine andere, nun engere Seitenlinie, aus der Hans von Bülow hervorging. Ihre Mitglieder sind, wie z. B. der Sohn von Achaz, Heinrich Sigismund, zumeist preussische und hannoversche Geheimräte, Landständedirektoren oder braunschweigische bzw. preussische Offiziere, und unter den Schwiegersöhnen einzelner Familienmitglieder finden sich Grafen v. Kalckreuth, Hatzfeld und andere Vertreter des Hochadels. Von dem eben genannten preussischen Geheimrat und Landstände-



von Bülow'sche Wappen

Tafel I



direktor Heinrich Sigismund auf Schrapelau stammt übrigens auch ein von 1730 datiertes Vergebungsrecht für sechs Freitische an Studierende der Leipziger Universität, ein Recht, das zeitweise noch Hans von Bülow wie sein Vater gemeinschaftlich mit anderen Familienmitgliedern auszuüben hatte. Der nächstfolgende Agnat Johann Heinrich, in Magdeburg am 10. Juli 1726 geboren, war Major bei den kursächsischen Karabiniers in Weissenfels und starb 1768; seine Gattin Katharina Sophie Victoria, geb. von Schlegell, siedelte nach dem Tode ihres Gemahls nach Dessau über, wo sie 1810 starb. Aus der Ehe waren drei Kinder entsprossen: eine Tochter, Henriette (1765—1813), die sich mit dem als Militärschriftsteller wohlbekannten dessauischen Oberhof-

meister Johann Georg von Berenhorst vermählte, und zwei Söhne.

Der ältere, Ernst Heinrich Adolf, am 21. Juli 1766 geboren, der Grossvater Hans von Bülows, vermählte sich 1802 mit Concordia Dorothea von Kessinger, geb. Glühmann, und wurde dadurch Eigentümer des Gutes Berg bei Eilenburg, wo als einzig lebend gebliebener Sohn Eduard, der Vater Hans von Bülows, 1803 geboren wurde.*) Hans von Bülows Grossvater war ein glühender Bewunderer Napoleons, in dessen grosse Armee er als Major eintrat, nachdem er zuvor sein Gut verkauft hatte und seine Gattin nach Dresden übergesiedelt war. In der

---

*) Zwei Söhne, Guido, geb. 1805, und Ernst, geb. 1809, starben bereits im jugendlichen Alter von 2 bezw. 1 Jahr.

Schlacht bei Smolensk am 17. August 1812 verwundet, erwarb er im Felde den sächsischen Heinrichs- und den französischen Orden der Ehrenlegion. Aber als nach dem verhängnisvollen Rückzuge des grossen Eroberers dessen Glücksstern verblich und sein Niedergang sich in fürchterlicher Schnelle vollzog, war auch Ernsts militärische Laufbahn vollendet: „ihm war es unmöglich, dem Sinkenden die Treue zu brechen und mit einer neuen Uniform zugleich eine neue Gesinnung anzunehmen.“ Er zog es vor, seinen Abschied zu verlangen und fortan in Dresden in stiller Zurückgezogenheit den Erinnerungen an sein höchstes Helden-Ideal zu leben. Im übrigen genoss er hohe Achtung und allgemeine Verehrung bis in sein Alter; ein jeder

rühmte an ihm die Pünktlichkeit und Förmlichkeit des alten napoleonischen Soldaten, der mit hingebender Liebe zu seinem angestammten sächsischen Fürstenhause Höflichkeit, Freundlichkeit und Herzensgüte gegen jedermann vereinte und somit als Edelmann wie als Mensch gleich ausgezeichnet war. Einige erhaltene Familienbriefe (BBr. I, 4)*) geben ein wahrhaft rührendes Zeugnis von der innigen Liebe, welche die drei Mitglieder dieser Familie verband. Ernst starb im Jahre 1842, seine Gattin bald darauf.

Auch der zweite Sohn Johann Heinrichs, Carl, geb. 1769, war Major, aber

---

*) Hier wie im folgenden Abkürzung des Titels: Hans von Bülow, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow, 1895—1908.





von Bülow'sche Wappen
Tafel II



Major in preussischen Diensten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806) hatte er — ganz im Gegensatz zu seinem napoleonisch gesinnten Bruder Ernst — sich nach Dessau zu seiner Mutter zurückgezogen, um nicht unter französischer Ober-Herrschaft Dienste tun zu müssen. Als sich aber die allgemeine Erhebung gegen Napoleon vorbereitete, trat er wieder in preussische Dienste ein. In der für die preussischen Fahnen ruhmreichen Schlacht bei Gross-Görschen kommandierte er an der Spitze seines Bataillons eine Bajonett-Attacke gegen den Feind, warf ihn mit Ungestüm in die Flucht und bezahlte seine glänzende Heldentat mit dem Leben. Er war mit Luise von Reichmeister vermählt gewesen und hinterliess zahlreiche Kinder. In gross-

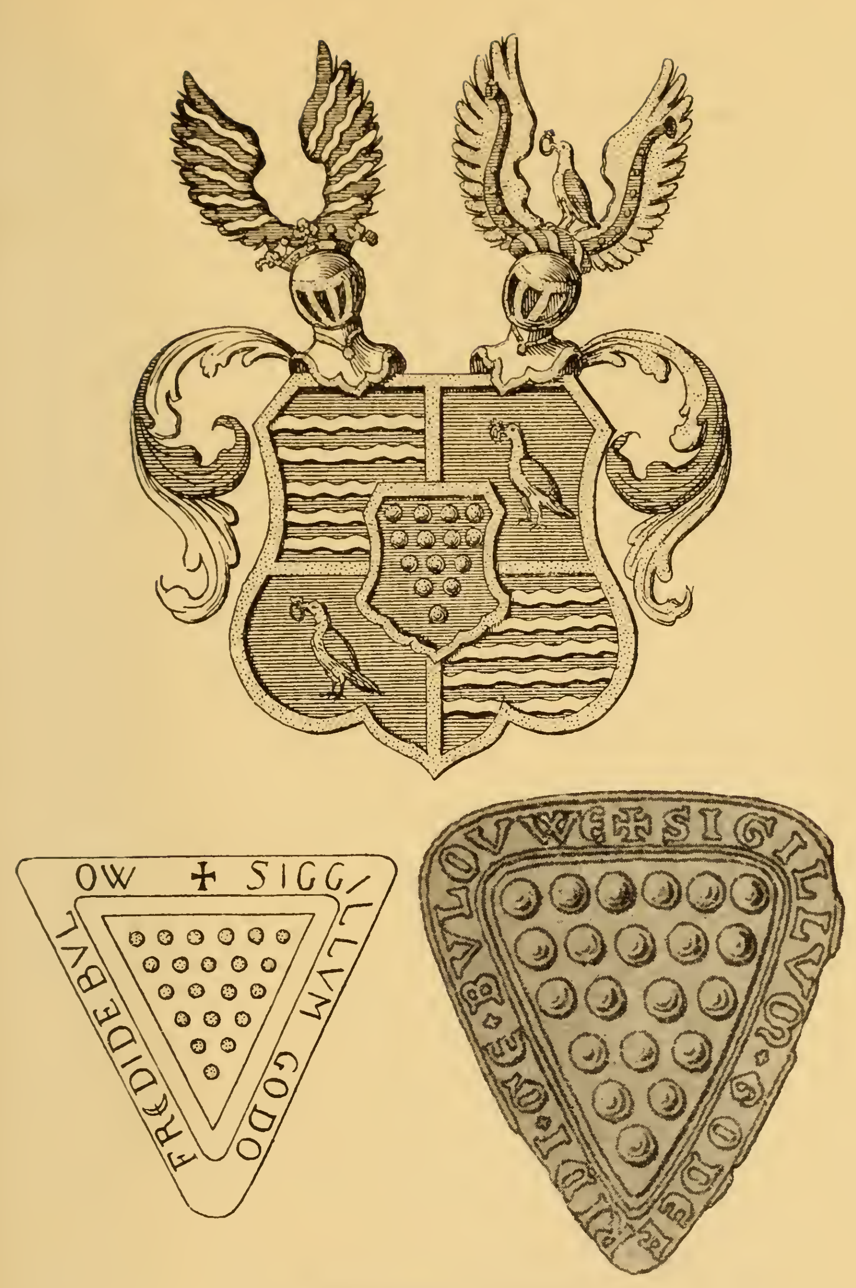
herziger Weise belohnte König Friedrich Wilhelm III. den Heldenmut des braven Majors, indem er die Hinterbliebenen vor der Not und Sorge des Lebens schützte. Auch die Söhne Carl von Bülows widmeten sich teils dem Offizierstande (unter ihnen der Verfasser des mit grossem Fleisse gearbeiteten Familienbuchs, Paul von Bülow), teils der diplomatischen Karriere, wie Ernst Carl Leopold von Bülow, Geh. Legationsrat, geb. 1803 zu Halberstadt, dessen Sohn, Ernst Paul Heinrich Justus (am 2. Januar 1840 geb.), mit Hans von Bülow nahe befreundet, ebenfalls in den höheren Verwaltungsdienst trat.

Dieser kurz zusammengedrängte genealogische Überblick zeigt zur Genüge, welche überraschend hohen und reichen

Gaben des Geistes und des Charakters in dem Geschlechte derer v. Bülow, soweit sie Hans von Bülow im engeren Sinne stammverwandt waren, sich offenbarten. Nur Männer von umfassendem Wissen und grosser Geistesbildung, von lauterem, ehrenfestem Charakter, von bewundernswerter Energie und Arbeitstüchtigkeit, von gründlicher Kenntnis auf dem Gebiete der Staats- und Volkswissenschaften, konnten so hohe Ämter im Staats- und Verwaltungsdienst erreichen, während der angeborene, vom Urahn vererbte ritterlich tapfere Sinn derer von Bülow in den beiden Helden von Smolensk und von Gross-Görschen Männer hervorgebracht hat, die jenes berühmten und hohen Verwandten aus einer gräflichen Seitenlinie, des Siegers von Gross-

beeren und Dennewitz, Friedrich Wilhelm von Bülow-Dennewitz, gewiss nicht unwert waren. Eine Angehörige dieser ruhmvollen Linie des Grafen, Gräfin Louise, trat übrigens auch in sehr nahe Beziehungen zu Hans von Bülow, sie wurde die zweite Gattin seines Vaters Eduard von Bülow. Doch davon ausführlich später. Aber neben jenen grossen Eigenschaften des Geschlechtes, das so viele Staatsmänner und tapfere Soldaten hervorbrachte, fehlte denen von Bülow nirgends der schlichte, herzliche Familiensinn, der die Angehörigen in inniger Liebe verband und oft — mitunter weit über Denken und Verstehen — zu den grössten Opfern füreinander bereit machte.

Das Wappen derer von Bülow zeigt



von Bülow'sche Wappen

Tafel III



als wesentliche Bestandteile einen dreiseitigen Schild mit vierzehn Kugeln und den „Vogel Bülow“. Die Geschichte dieses Familien-Abzeichens ist ausführlich in den Schriften des Archivars Gottfried von Bülow, des Begründers des Familien-Archivs in Gudow, dargestellt. Derselbe hat gleichzeitig alte Bülowsche Denksprüche gesammelt, die für die Charaktereigentümlichkeiten dieses Geschlechtes so bezeichnend sind, dass sie hier kaum fehlen dürfen. So schreibt im Jahre 1604 ein Barthold von Bülow als Gedenkspruch:

„Passando il male, sperando il bene
La vita passa, la morte viene“

(Im Überwinden des Üblen, im Hoffen auf das Gute geht das Leben dahin, kommt der Tod),

während ein 1611 in Dresden lebender

Bernhard von Bülow, dem es wohl selten gut im Leben gegangen sein mag, seinem Freunde „zu guter sthetz werender gedechtnus“ notiert:

„alle meine anfanck geidt den Krebtzganck“

(Alles, was ich anfange, geht den Krebsgang).

Bitter ernste und trübe Erfahrungen scheint auch Julius von Bülow, der zu Prag 1612 lebte, gemacht zu haben; denn sein Spruch ist (in französischer Sprache) aus Jesaia 40,6 entnommen:

„Toute chair est come l'herbe, et la gloire dell' home come la fleur . . .“

(Alles Fleisch ist wie das Gras . . .)

Ein Namensvetter unseres Hans von Bülow zu Rostock schreibt 1616:

„Felix, quem faciunt aliena pericula cautum“

(Glücklich, wen fremde Gefahren vorsichtig machen),

und ihm gleichgesinnt Ulrich Friedrich zu Tübingen (1613):

„Nusquam tuta fides",

(Nirgends ist Treue sicher),

während Bernhard Joachims (zu Genf 1655) Wahlspruch heisst:

„A Dieu complaire, à tous servir,
Jamais malfaire, c'est mon desir".

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts findet man Wahlsprüche wie:

„Nullus in his terris est sine teste locus"

(Kein Ort auf dieser Welt ist ohne Zeugen)

und

„Honor virtutis nervus".

(Ehre ist der Lebensnerv der Mannhaftigkeit).

Der allbekannte und vielfach in neuerer

Zeit auf den Familienwappen und Siegeln sich vorfindende Wahlspruch:

„Alle Bülown ehrlich“

ist in älterer Zeit nicht nachweisbar. Erst seitdem das hannoversche Wappenbuch ihn aufgenommen hatte, war er verbreitet. Das spezielle Wappen der Freiherren von Bülow, zu denen Hans von Bülow gehört, führt den Spruch:

„In utraque fortuna ipsius fortunae memor“

(In jedem Glück des Glückes selbst eingedenk).

Andere Seitenlinien notieren:

„Pour l'honneur et la gloire“

oder

„Magnum in adversis innocentia praesidium“

(Im Unglück ist die Schuldlosigkeit ein grosser Schutz),



von Bülow'sche Wappen

Tafel IV



die Linie Wehningen-Gudow speziell:

„Nil desperandum“

(Bei nichts verzweifeln).

Vor allem aber ist bemerkenswert der bereits dem alten Familienbuche (1650) derer von Bülow als Motto vorangestellte sinnreiche Spruch:

„Der ist nicht flugs ein Edelmann,
Der geboren ist aus grossem Stamm,
Oder der Geld und Reichtum hat
Und tut doch keine redl'che Tat:
Die Tugend*) und die Höflichkeit
Adelt den Menschen alle Zeit.“

Dem Kenner des Lebensschicksals Hans von Bülows wird es nicht entgangen sein, dass alle diese Familien-, Denk- und Wahl-Sprüche ausnahmslos gewisser-

---

*) Im Sinne der römischen virtus zu verstehen.

massen Wahrsprüche für das unendlich schicksalsvolle und sturmbewegte Leben des grossen Musikers geworden sind, wie sich denn auch in seiner Individualität alle jene oben hervorgehobenen grossen Vorzüge seiner Ahnen — vordem auf einzelne Individuen verteilt — in ihm wie in einem Zentral- und Brennpunkte vereint zu haben scheinen.

2.

Die Eltern.

Wie vorher bereits mitgeteilt, war Carl Eduard von Bülow, der Vater Hans von Bülows, am 17. November 1803 auf dem Gute Berg bei Eilenburg in der preussischen Provinz Sachsen geboren. Seine Jugend- und Schulzeit verbrachte er bei den Eltern in Dresden. Anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt, arbeitete er mehrere Jahre in verschiedenen Bankhäusern. Im Jahre 1826 kaufte ihm sein Vater ein Verlagsgeschäft in Leipzig, das er jedoch bald wieder aufgab, weil sein innerer Drang ihn

zu produktiver literarischer Tätigkeit antrieb. Zu diesem Zwecke widmete er sich einige Jahre lang, vermutlich auf L. Tiecks Anraten, dem Studium der alten Sprachen und der Literatur auf der Leipziger Universität, von wo er 1828 nach Dresden zurückkehrte. Die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck, dem letzten Vertreter der romantischen Schule, vermittelte (wenn man eine Notiz in den BBr. Vorwort zu Bd. I, S. 5 heranzieht) Elisa von der Recke, die durch ihre merkwürdigen Beziehungen zu Cagliostro, Katharina II. usw. wohlbekannte kurländische Dichterin geistlicher Lieder und Freundin Tiedges, die seit 1818 nach langen Irrfahrten sich in Dresden häuslich niedergelassen hatte. Im Jahre darauf

war Ludwig Tieck nach Dresden gekommen und hatte hier durch abendliche Vorlesungen von dramatischen Dichtungen, Volksmärchen, Novellen bald einen grossen Kreis von Verehrern um sich zu sammeln gewusst. Seine seit 1823 erschienenen Rezensionen über die Dresdner Schauspielbühne erregten solches Aufsehn, dass er 1825 zum Hofrat und Dramaturgen des Dresdner Theaters ernannt wurde. Nunmehr übten, wie leicht begreiflich, seine Vorlesungen eine noch viel grössere Anziehungskraft und zwar nicht bloss auf die Dresdner Kreise, sondern allgemein auf Schriftsteller wie Schauspieler aus. Von allen Seiten strömte man nach Elb-Florenz, um Ludwig Tiecks Vorlesungen zu

hören*). Sein umfassendes Wissen, selbst auf ganz entlegenen Gebieten der Literatur und Sprachwissenschaft, seine hierauf beruhende Feinsinnigkeit der Rede — eine rechte Lockspeise für literarische Feinschmecker —, die ungemeine Wirkung einzelner seiner romantisch-lyrischen Dichtungen („Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, wundervolle Märchenwelt, steig' auf in der alten Pracht") auf das gebildete Publikum, sein aufgeklärter Radikalismus, wie er sich in seinen von Spott getränkten, literarischen Polemiken und Satiren („Der gestiefelte Kater" 1797) offenbarte,

*) Vgl. G. Scherer: „Ein Abend bei Tieck", in der „Europa" 1839 Jg. 4, 8—18; G. Carres in Raumers Histor. Taschenbuch N. F. 1845, 6, 193.

die teils tiefsinnigen, teils tiefsinnig scheinenden, aber immer sehr verzwickten allegorisch-symbolischen Beziehungen in diesen satirischen Märchen oder märchenartigen Satiren, seine Unerschrockenheit im Kampfe gegen Philister jeder Art, die modernen Lebensanschauungen in seinen Novellen, den aus fremden Sprachen übertragenen sowohl als den selbständig komponierten, die anregende Lebhaftigkeit im persönlichen Verkehr, seine Empfänglichkeit für jede schöne literarische Form, vor allem aber der doktrinäre Zug seines Wesens und seine Belesenheit ohnegleichen, die sich von Aeschylus bis auf Camoëns, Shakespeare, Goethe und die von ihm viel befehdeten Lessing und Schiller mit gleicher Sicherheit er-

streckte: alles das bildete unwiderstehliche Anziehungspunkte für einen jungen Mann von den Geistesanlagen Eduard von Bülows, und so fügte es sich von selbst, dass der junge angehende Literat mit dem aristokratisch feinen Wesen, den reichen Kenntnissen, dem klaren, starken Verstande und dem unbezwingbaren Wissensdrange sich in jugendlicher Begeisterung und verehrungsvoller Hingebung an Tieck als seinen eigensten Meister und Lehrer, als sein höheres, gewissermassen metaphysisches oder transcendentales Ich gefesselt fühlte und es als sein — wenigstens vorläufiges — Lebensziel empfand, dessen Abbild, Nachahmer und Schüler zu werden.

Unter diesem, man möchte sagen



Eduard von Bülow

(Hans von Bülows Vater)

Original im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrat Wilhelm von Bülow in Berlin



spezifischen Zwange Tiecks entstanden im Laufe von etwas mehr als zwanzig Jahren eine Reihe von Ausgaben, Übersetzungen, selbständigen Abhandlungen und Dichtungen, die, auf sehr mannigfaltige und heterogene Gebiete verstreut, in den Jahren ihres Erscheinens wohl lebhafte Beachtung und zum Teil überaus günstige Aufnahme fanden, die aber bereits in wenigen Dezennien fast vollständig vergessen wurden, so dass selbst die Literaturgeschichten kaum den Namen Eduard von Bülows — oder, wie er sich als guter Demokrat und Anhänger der freiheitlichen Bestrebungen von 1848 und 1849 schrieb: „Eduard Bülow" — noch kennen. Das folgende Verzeichnis gibt eine chronologisch geordnete Über-

sicht seiner Schriften, Ausgaben und Übersetzungen, mit Ausschluss der zahlreichen zerstreuten Zeitungs- und Zeitschriften-Artikel, Gedichte usw.

Alessandro Manzoni, Die Verlobten. Übers. 3 Bde. Leipzig 1828. 2. Aufl. 2 Bde. 1837.

Romantische Erzählungen aus der Geschichte Englands. Nach dem Engl. des H. Neele übers. Leipzig 1828.

Altenglische Schaubühne übers. und herausg. I. (Inh.: Grün der Köhler, von Croydon. Eduard II. und Der Jude von Malta, von Marlowe.) Berlin 1831.

Friedr. Ludw. Schröders dramatische Werke. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. 4 Bde. Berlin 1831.

Das Novellenbuch, oder hundert Novellen nach alten italien., span. ... bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. 4 Teile. Leipzig 1834—36.

Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebürge. Briefe und Novelle. Leipzig 1836.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus dem dreissigjährigen Kriege. Leipzig 1836.

Der verliebte Teufel von J. Cazotte, übers. Leipzig 1838.

Jahrbuch der Novellen und Erzählungen. Eine Weihnachtsgabe für 1840. Braunschweig. (Inhalt: Das Gewissen. Sehen ist nicht glauben. Traum um Traum. Die Jugend des armen Mannes von Tockenburg. Der Mönch.)

Das neue Novellenbuch. 1. Teil. Braunschweig 1841.

Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung. Leipzig 1842.

Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Von Antoine François Prévost d'Exiles. Aus dem Französ. übers. (Ausgew. Bibliothek der Klassiker des Auslandes Bd. 11.) Leipzig 1842.

Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übers. (Ausgew. Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Bd. 26.) Leipzig 1843.

Georg Heinrich von Berenhorst, aus dessen Nachlasse. 1. Abteil. Dessau 1845.

Novellen. 3 Bde. Stuttgart 1846—48.

Novalis' Schriften. Herausg. von L. Tieck und (3. Teil) Eduard von Bülow. Berlin 1846.

Heinrich von Kleists Leben und Briefe. Mit einem Anhang herausgegeben. Berlin 1848.

Eine allerneueste Melusine. Novelle. Frankfurt 1849.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. Nach der latein. Urschrift (des Hubert Thomas) und alten deutschen Übersetz. neu herausgegeben. 2 Bde. Breslau 1849.

Anthologie auf d. J. 1782 von Friedrich Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhang neu herausgegeben. Heidelberg 1850.

Griechische Gedichte. Auswahl der besten deutschen Übersetzungen. Heidelberg 1850.

Allemannische Gedichte. Für Schweizerreisende, Freunde der Natur und Poesie gesammelt und mit Worterklärungen herausgegeben. Zürich 1851.

Ludwig Tieck, Die Sommernacht. Ein dramatisches Fragment. Mit einer Vorrede von E. v. B. im Rhein. Taschenbuch. Frankfurt a. M. 1851.

Der arme Mann von Tockenburg. (Ulrich Bräkers Selbstbiographie und Tagebuch). Nach den Originalhandschriften herausgegeben. 2 Bde. Leipzig 1852.

Heinrich Dietrich von Bülows militärische und vermischte Schriften. In einer Auswahl mit Bülows Leben . . . herausgegeben von E. Bülow und Wilh. Rüstow. Leipzig 1853.

Ist es bei einem fast vergessenen und dennoch bedeutenden Schriftsteller, wie Eduard von Bülow, an und für sich nicht angängig, sich mit der Aufzählung seiner Werke zu begnügen, so scheint im vorliegenden Falle es doppelt geboten, wenigstens auf die literarischen Eigentümlichkeiten einzelner Hauptwerke dieses Autors näher einzugehen, da die

daraus sich ergebende Eigenart des Vaters ganz auffallende Streiflichter auf die Individualität des Sohnes wirft. Zwischen beiden besteht eine tief innerliche geistige Verwandtschaft, und nicht wenige verwunderliche und hervorragende Eigenschaften des Sohnes finden durch gleiche oder wenigstens ähnliche Natur- und Geistesanlagen des Vaters ihre natürliche Erklärung.

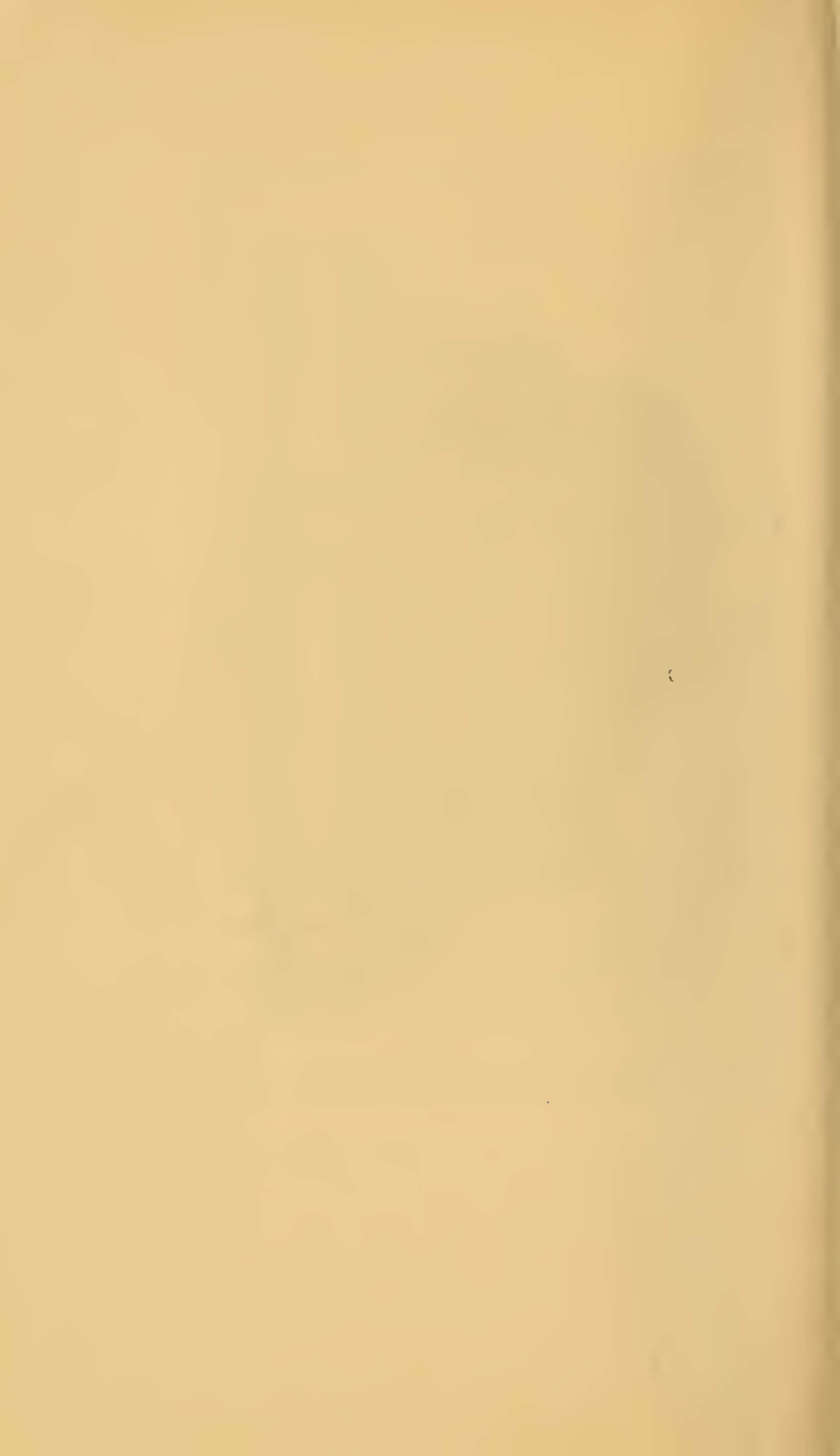
Nicht die produktive, sondern die reproduktive literarische Tätigkeit ist des Schriftstellers Eduard von Bülow stärkere Seite. Er ist eine durch und durch philosophisch veranlagte Natur und die von ihm veranstalteten Ausgaben mit ihren ausserordentlich sachgemässen, feinsinnigen kritischen Vorreden, Kommentaren und Exkursen über-

wiegen nicht blos an Zahl, sondern auch an Bedeutung bei weitem seine selbständigen literarischen Werke. Unter diesen beanspruchen die drei Bände „Novellen“ den vornehmsten Platz, neben denen eigentlich nur noch die ausserordentlich anmutige Naturschilderungen enthaltende und in anschaulich belebtem Ausdruck geschriebene, schlicht und treu empfundene Frühlingswanderung durch das Harzgebirge in Betracht kommt. In den Novellen ist er ganz und gar Tieckianer. Wie dieser sein Meister war auch er von der Nachbildung bezw. Übersetzung von erzählenden Dichtungen („Das Novellenbuch“ und „Das neue Novellenbuch“) zur eigenen dichterischen Produktion übergegangen. Sein Geist emp-

findet, das merkt man darin allerorten, durchaus ideal-romantisch, ist daher der Aussenwelt abgewandt und stark in sich gekehrt, dennoch aber in lebendiger Wechselbeziehung zur Welt des Tages, die er scharf beobachtet. Das Beobachtete bewahrt er treu und verarbeitet es in sich nach seiner Eigenart, die zwar an sich stark und kräftig ausgebildet, aber doch unter dem oben geschilderten spirituellen Zwange ihre Typen als souverän gebietende unbewusste Vorstellungen gewissermassen a priori, durch Erziehung, Gewöhnung und Umgang, bereits erhalten hat. So bieten denn seine Novellen zwar allenthalben verschiedene Bilder, aber immer nur einen Charakter, und dieser selbst ist im Grunde genommen nichts anderes als



Das alte Dresdener Hoftheater



der milde Abglanz Tieckscher Novellenherrlichkeit. Ganz anders ist es mit Bülows Ausgaben, der reproduktiven Seite seiner Schriftstellertätigkeit, bestellt. Eine der ersten und allerbedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete germanistischer Philologie überhaupt bilden die dramatischen Werke F. L. Schröders. „Ein Freund der dramatischen Literatur und der Bühne hat mit Vorliebe für Schröders Arbeiten diese gesammelt“, beginnt Tieck die empfehlende Vorrede zu dieser vierbändigen Ausgabe, und Bülow erklärt in der seinigen, er hoffe bei dieser Arbeit nicht auf den Dank vieler, aber er glaube den Freunden Schröders und manchem wahren Freunde des Theaters dadurch dienlich zu sein. Zu dieser Herausgabe be-

rufen fühle er sich durch seine Liebe zu diesen Komödien, seine Einsicht und Kenntnis derselben, wie auch durch den Umstand, dass sich noch niemand ihrer angenommen und sie vor unverdienter Vergessenheit geschützt habe. Nach der allgemeinen Vorrede wird jede einzelne Komödie noch in einem besonderen kritischen Vorworte behandelt, worin, oft unter überaus grossen Schwierigkeiten, die Quellen oder Originale der betreffenden Stücke nachgewiesen und nach echter, aber guter, gründlicher Philologenart die Objekte miteinander verglichen werden. Überall entwickelt er dabei eine staunenswerte Umsicht, Belesenheit und Kenntnis, namentlich auf dem Gebiete der französischen, englischen und italienischen Literatur. Wann ein Stück ent-

standen, welcher Anteil Schröders oftmaligem Mitarbeiter Gotter zukommt, wo es zuerst, wo es später aufgeführt wurde, wer in bemerkenswerten Aufführungen die Hauptrollen gespielt, ja sogar, was die, nur sehr selten sympathische berichterstattende Kritik gesagt, ob sie klug, oder — wie gemeiniglich — recht töricht geurteilt habe, was ihr zu erwidern sei (vgl. z. B. die Vorrede zu Schröders Bearbeitung des bekannten Calderonschen „Richter von Zalamea"), alles das erörtert er, ohne jede Spur von Phrase, streng sachlich und dabei, obwohl es sich zumeist um Philologica handelt, leicht und fliessend, in fast graziöser Weise. — Auf die berühmte altspanische Tragikomödie „Celestina" war er von Tieck, der bereits in seiner

Jugend begonnen hatte, sie zu übersetzen, aufmerksam gemacht worden. Ihn fesselte vor allem die dämonische Erscheinung der Celestina — wie er in der Vorrede bekennt — so sehr, dass er eine dreijährige mühsame Arbeit nicht scheute, um eine würdige Übertragung dieses Meisterstückes, das auf einen Cervantes so bedeutenden Einfluss geübt hatte, herzustellen, oft verzweifelnd, ob sein Unterfangen ihm gelingen werde. In richtiger Erkenntnis des wahren Wertes jenes insgemein als „Tragikomödie“ bezeichneten Stückes nannte er es „dramatische Novelle“. Ähnliche Sorgfalt und lange mühevolle Arbeitszeit verwandte Bülow auf seine Übertragung des bekannten mittelalterlichen Romans „Simplicissimus“. Auch

zu dieser Arbeit hatte Tieck durch eine Notiz in seiner Schrift: „Ein Tagebuch“ 1798 die erste Veranlassung gegeben. Hier kam es ihm darauf an, den mittelalterlichen Roman, gegen dessen Roheiten er keineswegs blind war und an dem er nicht unbedingten Gefallen fand, populär zu machen. Das echt Volkstümliche darin, seine satirische Sprache, das kulturgeschichtlich interessante, wenn auch oft tieftraurige Bild deutscher Zustände im dreissigjährigen Kriege, welches sich in diesem Roman entrollt, vor allem aber die herzbewegende Poesie einzelner Stellen (das Lied des Einsiedlers: „Komm Trost der Welt, o Nachtigall“) hielt er mit Recht für so bedeutend, dass es durch sachgemässe, möglichst originalgetreue Wie-

dergabe auch den Kreisen Nichtgelehrter zugänglich gemacht werden müsse.

Die erwähnten und besprochenen Arbeiten fallen in die Jahre 1831—1846 von Bülows literarischer Tätigkeit. Inzwischen hatte sich seit seiner Rückkehr nach Dresden (1828) in seinem Familienleben gar vieles verändert, so dass es nötig erscheint, ehe wir Bülows literarische Arbeiten in ihren Hauptzügen weiter verfolgen, seine häuslichen Verhältnisse und die weitere Entwickelung seines Familienlebens in Betracht zu ziehen. Die beiden Studienjahre in Leipzig (1826—28) waren auch insofern von einschneidender Bedeutung für ihn gewesen, als sie ihm seine künftige Lebensgefährtin,

Franziska Elisabeth Stoll*), später die Mutter Hans von Bülows, zugeführt hatten. Auch sie entstammte einem altadligen Geschlechte, dem der Stoll von Berneck, die bis zum dreissigjährigen Kriege reich begütert im Vogtlande und Thüringen sassen. Durch den Krieg verarmten sie, traten in landesherrliche oder auch städtische Dienste und werden als „Hauptleute“ kleinerer Befestigungen mehrfach in alten Chroniken erwähnt. Vor dem siebenjährigen Kriege war ein Stoll von Berneck Ratsherr und

---

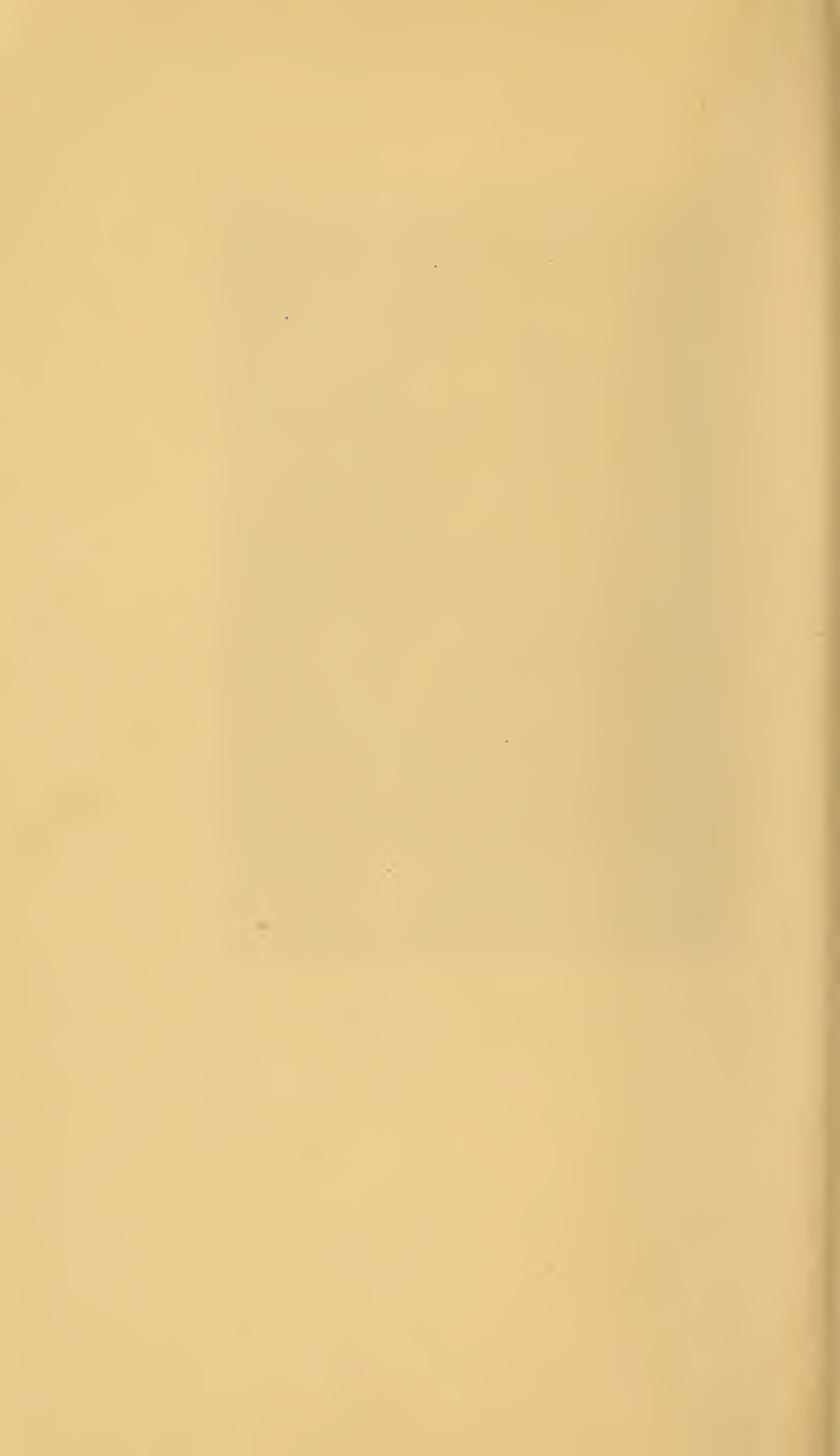
*) Die folgenden Mitteilungen über die Mutter Hans von Bülows und deren Familie verdanke ich den liebenswürdigen brieflichen Mitteilungen des Herrn Arnold Woldemar von Frege-Weltzien in Abtnaundorf, dem Enkel der älteren Schwester der Mutter Hans von Bülows.

Stadthauptmann zu Leipzig, dessen Sohn wieder eine entfernte Verwandte, Eleonore Müller von Berneck heiratete, deren Geschlecht noch in Sachsen ansässig ist. Der Ehe entstammten zwei Knaben und drei Töchter. Die Knaben starben früh; die ältere Tochter Henriette heiratete den nachmaligen Geheimen Kammerrat, Stadthauptmann Christian G. Frege, die zweite einen französischen Emigranten Charles de Chambon in Dresden. Die dritte, um zwölf Jahre gegen die ältere Schwester jüngere Tochter Franziska Elisabeth Stoll*) (geb. 1800) fand Aufnahme in

*) Den Beinamen „von Berneck“ hatte Franziskas Vater bereits abgelegt, als er, etwa in den Jahren 1780—90, sein letztes Gut veräussert hatte.



Christian Gottlob Frege
Kgl. Sächs. Geh. Kammerrat
Auf Abtnauendorf a. Wetzelstein



dem Hause ihres Schwagers Frege, das damals wie später mit Fug und Recht als eines der ersten leipziger Patrizier-Häuser galt und alle geistig und gesellig hervorragenden Personen in jener durch die Befreiungskriege bunt bewegten Zeitperiode in sich versammelte, so dass die beiden Schwestern genötigt waren, nicht bloss in französischer und italienischer, sondern auch in russischer und polnischer Sprache zu konversieren, zumal Chr. G. Frege nicht bloss als Vertreter der kgl. sächsischen Interessen der Fremdherrschaft gegenüber, sondern auch als Verwalter des russischen und schwedischen Konsulats sehr viel mit Ausländern zu tun hatte. Eine der ersten Kindererinnerungen Franziskas waren die Verhandlungen ihres Schwa-

gers mit Napoleon nach der Schlacht bei Gross-Görschen, als Frege die Stadt Leipzig durch sein ebenso taktvolles wie festes Auftreten vor einer französischen Plünderung bewahrte.*) Eine weitere Erinnerung Franziskas aus der Kinderzeit war die mit grossen Schwierigkeiten verbundene Reise Freges nach Holland, von wo derselbe mit H. von Lindenau die kostbaren Schätze des Grünen Gewölbes in Dresden wieder abholte, nachdem sie dort während der Kriegsjahre verborgen und zum Teil verpfändet gewesen waren. Endlich

---

*) Er konnte dem Fürsten Benevent, dem napoleonischen Unterhändler, nachweisen, wie Napoleon im November 1806 die Bürgschaft des Hauses Frege für die sächsische Kriegskontribution an Napoleon, die bis 7. Juli 1807 getilgt war, angenommen hatte.

erzählte Franziska viel und gern von der Patenschaft Freges bei Otto von Bismarcks Taufe, ein Ehrenamt, das dem leipziger Stadthauptmann durch seine Beziehungen zu dem Onkel Bismarcks, dem damaligen Kommandanten von Leipzig, zuteil geworden war. — Im übrigen bot das vornehme Patrizierhaus einen so reichen Verkehr mit den hervorragendsten Dichtern, Musikern, Schauspielern, Schriftstellern jener Zeit, dass der jugendlich empfängliche Geist der jungen Schwägerin die denkbar edelste und nachhaltigste Anregung empfing. In diesem Hause sah sie Goethe und Herder; Mendelssohn, Schumann, Gade waren ihm lange Zeit hindurch auf das engste befreundet, nicht minder Ed. Devrient, Henriette

Sontag, Gutzkow, Auerbach, Freytag; kein Wunder, dass hierdurch ihr Geist frühzeitig eine hervorragende und ausserordentlich vielseitige Ausbildung erhielt, die durch anderweitige reiche Talente, insbesondere durch ihre musikalische Begabung, einen besonderen Reiz erhielt. Für ihren aussergewöhnlichen Wissensdrang bot auch die reichhaltige kunsthistorische und botanische Bibliothek ihres Schwagers, die ihr bis in die spätere Lebenszeit in liberalster Weise zur Verfügung gestellt war, Erfüllung jedes Wunsches. Diese ihre geistige Regsamkeit und allseitige Bildung auf sprachlichem wie literarhistorischem Gebiete war es denn wohl auch, was Eduard von Bülow so für sie einnahm, dass er sich um ihre Hand be-



Das alte, aus dem 18. Jahrhundert stammende von Frege'sche Haus in Leipzig, Katharinenstr. 11



warb und sie, indem sie ihm 1828 als Gattin nach Dresden folgte, das schwesterliche Haus, das ihr zum Elternhause geworden war, verliess. In Dresden wohnte das junge Ehepaar am Kohlmarkt 19 (jetzt Körnerstrasse 12), und hier kam ihr Erstgeborener, Hans Guido, am 8. Januar 1830 zur Welt. Dem Erstgeborenen folgte am 15. Juni 1833 eine Tochter, Isidora (zumeist Isa genannt), und am 10. November 1834 eine zweite Tochter, Oda, die schwachsinnig war und früh starb. Das Glück, welches das Bülowsche Ehepaar im kleinen Kreise ihrer Kinder und dem viel grösseren ihrer dresdner Freunde und Bekannten fand, war längere Zeit ein vollkommenes. Dann aber stellten sich Sorgen und Trübungen dieses Glückes ein: Eduard

von Bülow mangelte eine feste Lebensstellung, seine Einnahmen bestanden mehr aus zufälligen als festen Bezügen, dazu kam seine Anhänglichkeit an Tieck (der seit dem Jahre 1841 nach Berlin berufen war), die insofern in eine gewisse Abhängigkeit ausartete, als Tieck ihn vielfach nach Berlin berief, auch sonst zu Reisen und Arbeiten veranlasste, überhaupt mit Aufträgen für ihn nicht karg war. Zwar trug ihm das Auszeichnungen ein, zumal ihn der Herzog von Anhalt, zu dessen Hofe für die Bülowsche Familie bereits seit langem nähere Beziehungen bestanden, zum Kammerherrn ernannt hatte (vgl. die genealogische Tabelle im Anhange) und Friedrich Wilhelm IV. die Widmung der „Novellen“ annahm und ihm



Geburtshaus Hans von Bülows
Dresden, Körnerstrasse 12

Photographie von Römmler & Jonas G. m. b. H., Dresden-A.



das Johanniter-Ritterkreuz verlieh. Aber diese konnten den Kummer der Gemahlin über die bedrängte materielle Lage, die beständige Unruhe seines Lebens, schliesslich auch die Sorge um die Gesundheit — Eduard von Bülow war nervenleidend, ein Leiden, das sich durch häufige Gesichtszuckungen auch äusserlich bemerkbar machte — nicht beseitigen. Der Dresdner etwas kleinstädtische, konservativ gefärbte, aristokratische Geselligkeitskreis behagte ihm nicht mehr; Stuttgart, die damalige Zentrale des deutschen Buchhandels mit ihrem reichen literarischen Leben, schien ihm bessere Aussichten zu eröffnen, und so siedelte er denn im Herbst 1846 mit seiner Familie dorthin über. Die folgende revolutionäre Bewegung in

Deutschland nahm nunmehr Eduard von Bülow ganz gefangen, und seine liberalen und grossnationalen „Schwärmereien" mögen der in ultrakonservativen Verhältnissen aufgewachsenen Pflegetochter eines Frege allerdings um so weniger sympathisch gewesen sein, als sie ja auch immer mehr die Hoffnung zunichte machten, dass ihr Gatte endlich einmal zu geordneteren Lebensverhältnissen und in eine sichere Lebensstellung gelangte. Und so wurde denn die Ehe der Eltern Hans von Bülows 1849 geschieden; der Vater heiratete eine Freundin der Mutter, die Gräfin Louise von Bülow-Dennewitz, und die Mutter hatte die ungewöhnliche Seelengrösse, sich zu freuen, dass ihr Gatte „endlich nach langen Kämpfen das Ziel



Louise von Bülow
geborene Gräfin Bülow von Dennewitz
(Eduard von Bülows zweite Gattin, Stiefmutter Hans von Bülows)
(Mädchen-Bild.) Original im Besitze des Herrn
Amtsgerichtsrat Wilhelm von Bülow in Berlin



seiner Wünsche erreicht hat und in dem Besitze eines Eigentums eine ruhige und glückliche Zukunft hofft". Durch die Vermählung mit Gräfin Louise, der Tochter des berühmten preussischen Feldmarschalls Grafen Bülow von Dennewitz, war nämlich Eduard von Bülow in die Lage versetzt worden, ein kleines Gut im schweizerischen Thurgau, Schloss Ötlishausen, zu erwerben. Hier in der freien Schweiz regte sich Bülows Schaffenskraft wieder. Ein neues, vom Glück bestrahltes Heim, dazu ein ungestörter Familienfriede, der ihm den Umgang mit seinen Kindern nicht entzog, der sogar seine erste Gemahlin in das Heim, das die zweite ihm verschafft hatte, ohne jeglichen Widerspruch in Frieden und

Freude hineinführte, zwei blühende Knaben, Wilhelm und Heinrich, beide die verzogenen Lieblinge ihres Stiefbruders Hans — das ist das wie ein Tiecksches Märchen anmutende, aber einer kaum fassbaren Wirklichkeit angehörende Bild der letzten Lebensjahre Bülows. Die Tragik in dieser Familiengeschichte liegt einzig in dem Charakter der Mutter begründet, dessen reizbar-heftige Grundstimmung, durch schweres Jugendschicksal gesteigert, das Zusammenleben mit Eduard, der sie in edelster Weise diesem in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Geschick entriss, zur täglichen Pein und Qual machte. Auch in des Sohnes Leben bedeutete dieser unglückliche Charakter eine der schwersten Prüfungen, die er mit aufopfernd-

ster Pietät ertrug. Erst in ihrem achtzigsten Lebensjahre gelangte die unruhvolle Seele Franziskas zum Frieden, als sie der lebenslang gehegten Vorliebe für das katholische Glaubensbekenntnis nachgebend zur römischen Kirche übertrat. — Die in der Schweiz verfassten Schriften und Ausgaben Bülows sind durchweg bald mehr bald weniger auf den hohen Ton nationaler Freiheit und Gleichheit und des Verlangens nach einheitlichem Zusammenschluss des durch elende Kleinstaaterei zerstückelten deutschen Vaterlandes gestimmt, wiewohl auch in ihnen sich der geborene germanische Philologe nicht verleugnen kann. So zunächst die „Alemannischen Gedichte“. Ihr Vorbild und Muster haben sie in A. W. Schlegels

Alpenrosen (1812). In der Vorrede nennt Bülow höchst bezeichnend die Schweiz „ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschlands, dessen, was wir waren und sein sollten". Ihn hat am meisten die schweizerische volkstümliche Literatur gefesselt, die kein „Hochdeutsch", diese exklusive Sprechweise der sogenannten Gebildeten, kennt, sondern wo die mitteldeutsche oder alemannische Sprache herrscht. Tiecks allerdings verunglückte Versuche mit den Minnesängern und Hebels Alemannische Gedichte waren ihm bei dieser Ausgabe Vorbild und Muster. Weit bedeutender zeigt Bülows Eigenart die „Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller". Schillers Anthologie, so heisst's in der einleitenden Ab-

handlung, ist revolutionär in Sprache, Geist und Ursprung. Die grossen, frischen und neuen Ideen des jungen Schiller „treiben aus dem verschlammten sozialen Boden des achtzehnten Jahrhunderts den Keim einer neuen Zeit hervor" — sind also der Volksbewegung im neunzehnten Jahrhundert verwandt. Auch jetzt gilt's, wie es damals Schiller tat, revolutionär zu wirken und eine Neugestaltung des Daseins nach einer Periode übersättigter Erschlaffung zu verlangen. Weh dem, an dem der geistige Hauch solcher Welterschütterung spurlos stumpf abgleitet und nicht zur Mitwirkung entflammt. Dieser jugendliche Schiller steht hoch über dem Manne. Hier in seiner Jugend ist der Verfasser der Räuber,

der Anthologie, Kabale und Liebe, Fiesko kein Gegensatz zum Verfasser des Werther, Götz, der Stella, und Goethes weltumfassende Selbstausbildungsversuche sind vereinbar mit Schillers übermenschlichem Jugendschwung. Hier in seinen Jugenddichtungen offenbart sich das Dämonische seines Geistes. Laura ist Schillers Jugend-Dämon. Die menschliche Liebesfähigkeit zu Laura wird das allgemeine Bedürfnis des Geistes — des Dichters, und der Dichter selbst dazu erst zum Dichter. Diese Dämonik liegt ausserhalb der Grenzen der Schönheit, wie die Werke Beethovens aus späterer Zeit ausserhalb der formalen Grenzen der früheren liegen. Fast scheint es, als ob dieser Satz von

Hans von Bülow, dem Sohne, nicht dem Vater, herrührte, und dass unter dem Dämonischen, das der Vater durch den jungen Schiller verkörpert sah, nichts anders zu verstehen sei, als was der Sohn in Wagners Kunstwerk der Zukunft als sein Ideal näher erkannte. Das nun Folgende bestätigt auf das auffälligste diese seltsame Parallele: Das Dämonische in der Literatur und Kunst findet sich allenthalben: Michel Angelos Werke offenbaren es, die Celestina ist es, bei Tieck und Novalis finden sich dämonische Elemente, aber überall mehr unbewusst. Bewusst dämonisch ist einzig und allein Shakespeare, im Altertum vielleicht noch der Prometheus des Aschylus, in der Neuzeit Byron. Doch das Dämonische ist wesentlich nur der Stoff

zu einem Kunstwerk, ein Stoff, der sich in eine schon vorhandene Form nicht hat hineinzwingen lassen, der nur seine — nicht vorhandene Form nicht hat andauernd finden können. Er muss stets eine Form finden, sonst ist er tot. Er ist aber das Ursprüngliche, Individuelle. Das Schöne mit der gegebenen Form lässt sich studieren, lernen, nachahmen, das Dämonische nicht; denn es ist die Individualität mit ihm geboren, und ihre Unergründlichkeit erfüllt es ganz; es lebt also und stirbt mit ihr. Das Dämonische ist das Riesenhafte an Schillers Jugendwerken, er dichtete unter Schnauben, Stampfen, Brausen, ähnlich wie Michel Angelo seine Werke schuf. Er führt ein erhöhtes Leben, die höchste Lust und der tiefste Schmerz prallen



Amtsgerichtsrat Wilhelm von Bülow

(Hans von Bülows Stiefbruder)

Neueres Bild



hier dicht auf einander, eins kämpft gegen das andere, eins besiegt das andere, schliesslich beginnt der Kampf aufs neue. Dieses Wühlen im Schmerz aus Wollust und Genuss jenseits der Gebiete der abstrakten Schönheit, das ist das Dämonische. Es ist bewusst und freigewollt, beabsichtigt und darum leidenschaftslos. Denn zur Leidenschaft gehört Befreitsein vom Bewusstsein und vom freien Willen. Das Dämonische wirkt mit irdischen Kräften ins Überirdische. So wird durch dasselbe der Dichter zum Propheten, es ist der göttliche Aufschwung der dichterischen Urkraft, der Jugendkraft. Was in der Natur der Orkan, im Völkerleben die Revolution, das ist in der Kunst ein solcher Ausbruch des Dämonischen, wie er

in Schillers Anthologie vorliegt. Das Wüste und Anstössige in den Räubern wäre ohne den dämonischen Geist wirklich wüst und anstössig; aber durch eben diesen Geist wird es ein Kriterium der Grösse, indem es Bewusstsein und Massstab schafft, was Grosses er vermag, indem es solches Wüste und Gemeine jedem Gedanken an dessen eigenstes Wesen entzieht.

Das sind Gedanken und Maximen, die sich zum grössten Teil handgreiflich mit Wagners Kunstprinzipien berühren. Sie hören sich an wie ein Präludium zu der Symphonie, die noch im Jahre des Erscheinens dieser Abhandlung (1850) mit unbezwinglicher Macht im Herzen des Sohnes erklingen und ihm für alle

Lebenszeit die Weihe zum Künstler geben sollte. — Jedoch nicht allein in Rücksicht auf Richard Wagner, auch in vielen anderen kleineren und intimeren Beziehungen ist, wie der Leser schon beobachtet haben wird, das Lebens- und Charakterbild des Vaters ein Präludium zu dem des Sohnes, dessen wunderbare Sprach- wie Sprechgewandtheit, dessen ausgesprochene philologisch - musikalische Natur, dessen kritischer Scharfsinn, Allbelesenheit, dessen Ruhe und Objektivität der Sache, nicht immer den Personen gegenüber, er wie vieles andere ganz und gar mit dem Vater teilt, so dass tatsächlich zahlreiche Leit- aber auch Leidmotive aus dem Präludium des Vaters in die Lebens - Symphonie des

Sohnes hinüberklingen, um da erst freilich zum vollen — teils erhebend freudigen, teils tragischen Ausklang zu gelangen.

3.

Jugendjahre in Dresden und Leipzig.

(1830—1846.)

Der Geburtstag Hans von Bülows, der 8. Januar 1830, soll ein mörderisch kalter Wintertag (— 30° R.) gewesen sein. Am Abend vorher sahen Bülows noch einige Freunde bei sich, die nachträglich sehr überrascht gewesen sein sollen über das unvermutet schnelle Erscheinen des jungen Sprösslings. (BBr. I, 8.) Ein „Wunderkind“ ist der kleine Hans, dem nebenbei noch der Kreuzrittername Guido auf den Lebensweg gegeben worden war, nur insofern gewesen, als er bei seiner überaus schwächlichen Gesundheit nur

wie ein Wunder dem Tode, der ihm durch mehrfache (die Mutter erzählte von fünf) Gehirnentzündungen drohte, entgangen ist. Auch seine drei Jahre später geborene Schwester Isidora war von überaus zarter Konstitution. Trotzdem entwickelten sich die Geistesanlagen des Knaben mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Intensivität. Jeden Sonnabend musste der kaum vierjährige Hans seinem Vater Fabeln, die er memoriert, Sprüche und Verslein rezitieren, und nicht viel später hatte bereits der Unterricht im Französischen, auf den die Mutter sehr viel Wert legte, angefangen. Von musikalischen Anlagen war bis zu seinem neunten Jahre keine Spur bemerkt worden. Erst als er — so erzählte seine Mutter — von der fünften Gehirnentzündung ge-



Dresdener katholische Kirche

Photographie von Römmler & Jonas G. m. b. H., Dresden-A.



nesen war, erwachte sein musikalisches Talent*), dem er sich nun mit einem ganz ungewöhnlichen Eifer hingab. Ein königlicher Kammermusiker, Violoncellist A. Hänsel, mit dem die Mutter häufig gemeinsam musizierte, erteilte dem Knaben den ersten Unterricht, der indessen bald (1841) in die Hände einer approbierten und sehr tüchtigen Klavierlehrerin Fräulein Schmiedel, überging. Die zweite Gemahlin Eduard von Bülows, Gräfin Louise, hatte damals häufig Gelegenheit, die Entwickelung des Knaben zu beobachten; sie erzählt, dass,

---

*) Vgl. Illustr. Ztg. v. 29. Mai 1869, No. 1352, enthaltend eine Bülow-Biographie von Richard Pohl, zu der Bülow selbst das Material geliefert hatte. Darnach auch B. Vogel, Hans von Bülow. Lpzg. 1887. (Musikheroen d. Neuzeit, Bd. 3.)

wenn Hans durch Krankheit ans Bett gefesselt war, ihm Notenlesen das liebste Vergnügen war. Mit Vorliebe habe er ferner die durch ihre Kirchenmusik hoch berühmte Dresdner katholische Schlosskirche besucht, dort der Musik andächtig gelauscht und das Gehörte zu Haus auf dem Klavier wiederholt. „Alle diese Anzeichen“, so berichtet dieselbe Quelle, „einer besonderen musikalischen Begabung freuten wohl die Eltern, aber es fiel ihnen niemals ein, den Sohn zum Künstler zu erziehen, besonders da er sich am Dresdner Gymnasium sehr hervortat, im Fluge lernte, was andern Knaben mühsam beigebracht werden musste. Die Eltern, besonders die Mutter, meinten, das bedeutende musikalische Talent würde sein Leben verschönern, ihn von



Kammermusiker **A. Haensel,** Violoncellist
Hans von Bülows erster Lehrer



unnützen, törichten Dingen abhalten und ihm stets in der Gesellschaft eine angenehme Stellung machen“ (BBr. I, 11.). Seine Mitschülerin im Klavierunterricht bei Fräulein Schmiedel war Jessie Taylor, deren Eltern Nachbarn und Freunde des Bülowschen Hauses waren. Die hier geschlossene Freundschaft trug ihre Früchte, als Bülow 1870 nach Florenz übersiedelte und hier seine ehemalige Mitschülerin als Me Laussot (spätere Frau Carl Hillebrand) wiederfand. Den theoretischen Unterricht übernahm seit 1844 auf Empfehlung Fräulein Schmiedels deren nachmaliger Gatte K. Eberwein, der Sohn des damaligen weimarschen Hofkapellmeisters. Vorher bereits hatte sich aber im Musikleben Dresdens ein musikalisches Ereignis von höchster,

man kann sagen fundamentaler Bedeutung abgespielt, die Erstaufführung von Richard Wagners Rienzi. Dieser 20. Oktober 1842 wurde bestimmend für Hans von Bülows Lebensschicksal: an dem Tage wurde er „Wagnerianer“. So sagt er selbst, und dies sein Wort ist keine kecke Phrase, kein Produkt einer momentanen Geisteswallung, sondern ist tatsächlich wahr, so merkwürdig, ja vielleicht kindisch es klingen mag, sich als Zwölfjähriger Wagnerianer zu nennen. Aber Bülows Intellekt war seinen Jahren weit voraus geeilt. Eine wahrhaft einzig dastehende Rezeptivität hatte den Knaben so weit gefördert, dass er einem Werke wie Rienzi gegenüber vollkommen urteilsfähig war. War in der Familie Bülow schon von jeher das In-

teresse für Theater und Oper ein ausserordentlich reges gewesen und durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Tieck, insbesondere aber zu dem damaligen Intendanten, früheren Oberforstmeister von Lüttichau *) — Frau von Lüttichau war eine intime Freundin der Frau von Bülow— noch gesteigert worden, so musste das von ganz Dresden mit höchster Spannung erwartete neue Werk eines Komponisten, von dem die Welt schon Wunderdinge erzählte, die Erwartung und das Interesse im Bülowschen Hause erst recht zu ungewohnter Höhe steigern — wenigstens im Herzen des zwölfjährigen, ausserordentlich geweckten und für die Oper schwärmenden

---

*) Vgl. Glasenapp, Das Leben R. Wagners 3. Aufl. II, 1. S. 9,

Knaben. In wie weit er befähigt war, von Wagners „Rienzi“ einen wirklich künstlerischen Eindruck zu gewinnen, geht aus einer Reihe von Briefen hervor, die er aus Leipzig schrieb, wo er zu seiner Erholung die Monate Mai und Juni des Jahres 1841 in dem verwandtschaftlich nahe befreundeten Hause des Kammerrats Frege zubrachte. Hier war insofern eine Veränderung eingetreten, als sich des Kammerrats Sohn Waldemar, Professor juris an der Leipziger Universität, mit Livia Gerhardt, der gefeierten Sängerin und Freundin Mendelssohns und Schumanns, vermählt hatte und die eine Hälfte des Fregeschen Hauses, Bahnhofstrasse 6, bewohnte. Förmlichkeit in allem Ausseren jener Briefe, Pünktlichkeit in der

Ausführung der aufgetragenen Bestellungen und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Lern- und Übungspflichten, eine gewisse Altklugheit und doch die vollkommenste Kindlichkeit, die an dem Vergnügen, das die „Bereiterbude“, d. h. der Circus, gewährt, das höchste Interesse findet, ein stark ausgebildeter humoristister Zug, der sich namentlich in Neckereien mit Schwester Isa kaum genug tun kann, vor allen aber ein mächtiges Interesse für die dramatische Kunst, Schauspiel wie Oper, ein wie es scheint sehr sicheres, aber doch bescheiden zurückhaltendes Urteil über die Leistungen einzelner Künstler machen diese drei ersten Jugendbriefe zu höchst bemerkenswerten Dokumenten für die ungemein schnell fortschreitende, ei-

ne ganz universelle Richtung einschlagende Entwicklung des Wunderknaben mit dem zarten, kindlich dankbaren Herzen und einem Kindergemüt treu wie Gold.

Der erste Brief, vom 7. Mai 1841 datiert, beschäftigt sich vorzugsweise mit den Besuchen im Circus, eine Vorliebe, die er von seinem Vater geerbt hatte; der zweite enthält den ersten Opernbericht. Zwar hatte Hans schon in Dresden Opern-Vorstellungen gesehen, aber noch keine Bellinische, und eine solche: „I Capuleti ed i Montecchi" wurde damals grade in Leipzig gegeben. „Ach, wie ich das hörte, dass diese himmlische Oper gegeben würde, ich war ganz ausgelassen vor Freude, denn ich konnte mir ja schon mit der Hoffnung schmei-

cheln, hineinzugehen, denn mir hatte ja die Tante (Henriette Frege) versprochen, mich in eine Bellinische Oper zu schikken. Delle Kreutzer (Tochter des Kapellmeisters) als Gast vom Theater zu Cöln spielte die Julie, wird noch in Robert dem Teufel und in des Vaters Nachtlager (wie sie sagt) spielen. Sie hat mir sehr gefallen, ihre Stimme und Gestalt ist schön, nur verzerrt sie ihr Gesicht beim Singen. Romeo, Me Schmidtgen, hat mir nicht gefallen. Die übrigen drei Herren haben mir gefallen. Nur die Chöre waren recht schlecht gesungen, ich hatte sie mir besser vorgestellt . . .“ Man sieht, der Knabe hatte offenbar aus dem Klavierauszuge das Werk studiert, ehe er es hörte. Das Folgende handelt wieder von der

„Bereiterbude“, wo „Delle Louise Zischek eine wunderhübsche, reizende, graziöse Reiterin ist.“ In einer Nachschrift heisst es: „Ich habe noch vergessen Dir zu sagen, dass ich die berühmte Schauspielerin Me Crelinger und ihre Tochter habe kennen lernen und die Clara Schumann gehört habe, welche leider bloss Livia accompagnierte.“ Im nächsten Briefe berichtet er, dass Schwester Isa angekommen, dass er drei Exercierstunden und andere Nachhilfestunden, desgl. französische Stunden hat. „Mendelssohn und Clara Schumann habe ich noch oft gesehen und gehört, und soll sogar zu letzterer einmal mit Livia gehen.“ Nachdem er berichtet, dass der Vater sich in Teplitz nicht wohl fühle, über schlechtes Wetter und Langeweile



Frau Sophie Henriette Frege
geb. Stoll von Berneck
Geb. 29. Mai 1786, gest. 26. September 1868.



klage, fährt er fort: „Ich bin nun zum zweiten Male im Theater gewesen und habe das Nachtlager von Granada (Musik von Kreutzer) gesehen, worin die Delle Kreutzer die Gabriele als Gast gab. Diese Oper ist zwar mit Don Juan und I Capuleti nicht zu vergleichen, aber einiges ist wunderhübsch darin. Die Ouverture ist sehr schön, und die Szene, wo man den Prinzen ermorden will, hat mir besonders gefallen. Ich spiele alle Tage meine Übungen, nehme aber keinen Unterricht bei einem Lehrer, da es Mendelssohn und Livia für besser halten. Kindermann*) hat eine wunder-

---

*) Der berühmte nachmalige Münchener Baritonist; er hatte offenbar den Prinzen im Nachtlager gesungen.

schöne Baritonstimme, noch schöner als Mitterwurzer*) in Dresden. Überhaupt sehe ich viele berühmte Leute. Ich habe zu Livias Geburtstag (13. Juni) zwei Lieder ohne Worte komponiert.“ Nun folgt der Bericht über eine von Woldemar Frege arrangierte Zigeuner-Lagerszene, die von 24 Herren und Damen ausgeführt wurde und nach dem Chor aus Preciosa unter Hörner-Begleitung in eine Huldigung für Mendelssohn — dessen berühmtes Waldlied unter Pohlenz' Leitung gesungen wurde — überging, Charakteristisch für das Verhältnis der beiden Gatten zu einander ist der Satz:

---

*) Anton M., berühmter Baritonist, der erste Sänger des Wolfram in Wagners Tannhäuser, dgl. des Kurwenal.



Felix Mendelssohn Bartholdy

Nach einer Bleistiftzeichnung von Bendemann
Im Besitz von Frau Lili Wach, geb. Mendelssohn Bartholdy
in Leipzig



„Papa bittet Dich, ihm doch endlich nach Teplitz zu schreiben.“

Welch einen Eindruck nun Wagners Rienzi auf einen zwölfjährigen Knaben mit so feurigem Temperament, mit so schlagfertig sicherem Urteil, mit solchen Kenntnissen, mit solch fabelhaft leichter Auffassungsgabe, solcher Gewandtheit und solch scharfem Verstande machen musste, dessen Sinn allen Tagesereignissen von irgend welchem literarischen oder künstlerischen Interesse mit einem wahrhaft verzehrenden Wissensdrange folgte, das lässt sich am besten ermessen, wenn man sich den Verlauf und die Art dieser ersten Rienzi-Aufführung unter Reissigers Leitung — Wagner wohnte derselben als Zuhörer

in einem dunklen Winkel des Parterres bei — vergegenwärtigt*).

Schon die mit ganz ungewöhnlicher Sorgfalt und bis dahin so gut wie unerhörten Mitteln in Szene gesetzten Proben, die zahlreichen Zwischenfälle bei denselben, die namentlich durch die berühmte Schröder-Devrient veranlasst wurden, bildeten lange vor dem 20. Oktober das Dresdner Stadtgespräch und steigerten die Erwartung aufs höchste. Vom ersten langgehaltenen Trompetentone der Ouverture an herrschte in allen Räumen des dichtbesetzten Hauses die gespannteste Aufmerksamkeit und hielt

---

*) Ausführlich über alle Einzelheiten dieser Aufführung berichtet Glasenapp a. a. O. I, 364 ff., dessen wahrhaft musterhafter Darstellung das folgende entnommen ist.

bis zum Schlusse an. Vor allen löste Tichatschek (Rienzi) seine Aufgabe mit Geist und Kraft, unverwüstlich in der Stimme, hinreissend in der Darstellung, in der Mimik trefflich unterstützt durch seine feurigen, grossen Augen, bis zur letzten Note aushaltend .... Voll unwiderstehlich-packender Begeisterung war das Spiel der Schröder-Devrient (Adriano) .... Henriette Wüst stand ihr mindestens an rein musikalischem Ausdruck nicht nach .... Die Bemühungen des wackeren Chormeisters Fischer, des treuesten unter den Getreuen Wagners, auf dem die Hauptlast bei den Proben geruht hatte, wurden von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Wagner wurde nach dem ersten, zweiten und dritten Akte stürmisch gerufen.

Als der dritte Akt mit seiner Schlachthymne und dem Siegesjubel ausgespielt hatte, war es, trotz des Anfanges um 6 Uhr, nicht mehr weit von 10 Uhr entfernt, und Wagner fürchtete bereits, die Oper nicht ausspielen lassen zu können, weil sie zu lang war. Aber der erschütternde Schluss des vierten Aktes, mit dem unheimlichen, hinter der Szene erklingenden: „Vae tibi maledicto“ erzeugte eine überwältigende Wirkung. Um ½12 Uhr begann der letzte Akt, der durch Tichatscheks frische, begeisternde Haltung, durch die Ungeschwächtheit seiner Stimme und seine gehobene, fast überschwengliche künstlerische Stimmung sowohl wie durch die faszinierende Gewalt der dramatischen Katastrophe dem nach jeder Richtung hin äusserlich

wie innerlich ungewohnt grossartigen Werke zu einem ungewöhnlichen Erfolge verhalf. Um 12 Uhr war die Oper zu Ende, so lange hatte noch kein Bühnenwerk gedauert. Nun lässt sich die Menge nicht mehr halten; die atemlose Spannung aller löst sich in einem tumultuarischen Hervorruf des Autors und der Darsteller. „Ich ganz Einsamer“, so berichtet Wagner selbst über den Eindruck, den er durch diese Erstaufführung erhielt, „Verlassener, Heimatloser, fand mich plötzlich geliebt, bewundert, ja von vielen mit Erstaunen betrachtet; und, dem Begriffe unserer Verhältnisse gemäss, sollte dieser Erfolg für meine ganze Lebensexistenz eine gründlich dauernde Basis gewinnen durch meine Alles überraschende Ernennung

zum Kapellmeister der kgl. sächsischen Hofkapelle.“ — Wie ein Moses, seinem Volke das Zwölftafelgesetz unter Blitz und Donner vom Sinai herab verkündend, wie dieses wunderbare plastische Kunstwerk Michel Angelos, mag Hans von Bülow Wagner erschienen sein, als er am Schluss der Aufführung, der noch mehrere andere mit gleichem Erfolge folgten, vor dem begeisterten Publikum erschien. Und in der Tat, Wagners Kunst wurde zum künstlerischen Dekalog seines Lebens; ihr blieb er bis zum letzten Lebenshauche treu und untertänig.

Öfters auf dem Wege zur Schule war dem Knaben die mit kurzen, raschen Schritten an ihm vorübereilende Gestalt des Meisters aufgefallen, die ihn



Die erste Aufführung von Wagners „Rienzi" in Dresden



frappierte, ohne dass er wusste, wer er sei. Wer kannte damals, vor dem Rienzi, in Dresden des Künstlers Persönlichkeit? Mit fieberhafter Erregung sass er im Theater: dieses Werk, diese Musik offenbarte ihm eine neue Welt. Er entsann sich des merkwürdigen, nie mehr in seinem Leben sich wiederholenden Phänomens, dass er von den ungewohnten Klängen und Erregungen vollständig taub gemacht wurde, so dass er einen ganzen Akt hindurch (den dritten) nicht einen Ton in sich aufzunehmen imstande war und erst nach der Pause aus seiner Betäubung erwachte. Mit tosendem Jubel wurde der Schöpfer des Werkes immer wieder und wieder gerufen; er erschien seitwärts auf der Bühne, verneigte sich mit ernster Beschei-

denheit; er war in hellbrauner Kleidung, die schmalen Züge von auffallender Blässe bedeckt: — mit Ehrfurcht erkannte der jugendliche Zuhörer in dieser Erscheinung eben die Gestalt, die ihm von seinen morgendlichen Schulgängen her vertraut war. Schluchzend wurde er sich nur des einen Gefühles bewusst: „sich diesem Manne unter die Füsse zu werfen“*).

Ob der junge „Wagnerianer“ die am 2. Januar 1843 erfolgte Erstaufführung des Fliegenden Holländer, eine allerdings in szenischer Beziehung „grenzen-

---

*) Diese Jugenderinnerungen blieben Bülow bis an das Ende seines Lebens treu lebendig; er erzählte sie im Winter 1884 auf einer Eisenbahnfahrt von Dresden nach Leipzig seiner Tochter, Frau Daniela Thode.

los unbeholfene und lederne", in musikalischer Beziehung ebenfalls nicht vollständig befriedigende Vorstellung gehört, bezw. einer der wenigen Wiederholungen des Werkes beigewohnt hat, ist ungewiss. Soviel nur scheint sicher, dass Hans bis zum Sommer 1843, als er den Vater nach Teplitz, von da über Leipzig, Weimar nach Kissingen begleitete, in jeder Beziehung ganz enorme Fortschritte gemacht hatte. Er denkt und schreibt wie ein vollständig Erwachsener mit sicherer Selbständigkeit, mit solch übermütigem Humor, solch sprudelndem Witz, dass man nicht genug darüber erstaunt sein kann. Im Fregeschen Hause hatte er vor grösserer Gesellschaft zwei Lieder von Mendelssohn und eine Etude von Moscheles mit Bei-

fall gespielt, der gerade nicht allzugross war. „Die Tante“, schreibt er der Mutter, „gab uns ein recht schönes und originelles Diner, von dem ich, weil es ohne Zweifel Isa ausserordentlich interessieren wird, ihr nächstens schreiben werde. Sie befinden sich alle sehr wohl und lassen Dich (glaube ich) und Isa herzlich (wie man zu sagen pflegt) grüssen.“ Nach diesen kurzen Seitenbemerkungen berichtet er über Weimars Sehenswürdigkeiten und erkundigt sich nach der Dresdner Oper. Wie vertraut er mit den dortigen Verhältnissen und mit dem Intendanten Lüttichau war, ergibt sich aus den Zeilen: „Wenn die ‚Jüdin‘ noch öfters gegeben werden sollte, so bitte ich Dich, dem Herrn von Lüttichau zu sagen, er möge dem Bielczicki vor meiner Zu-

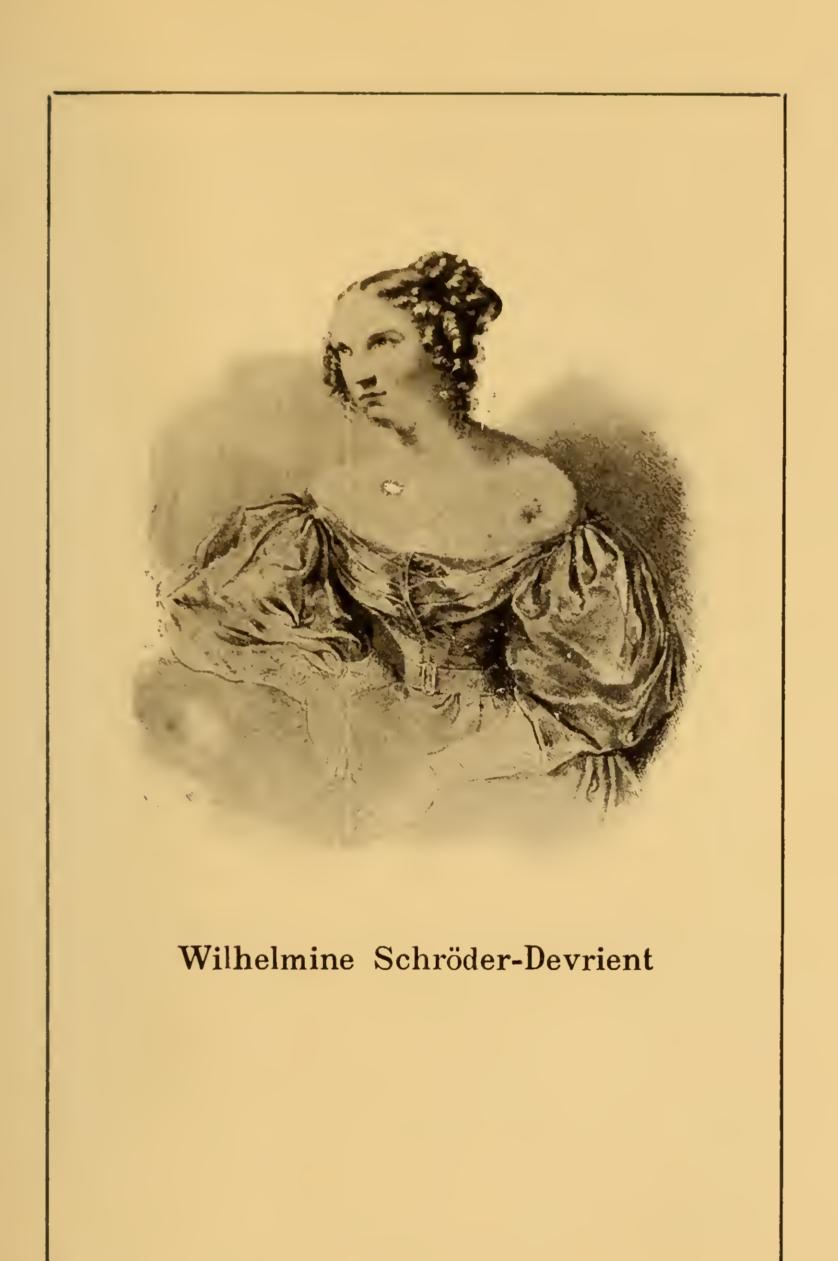
rückkunft recht viel Blutigel setzen lassen, damit er, wenn ich wieder da bin, hübsch singen kann". In Kissingen trinkt er den Rakocy mit wahrem Vergnügen, und er hat gute Wirkungen. Der Tag ist gewissenhaft für Kur, musikalische Studien und Erholung durch Spaziergänge und Lektüre eingeteilt. Klassisch berichtet er über die Kurmusik der Badekapelle: „Die Polkas sind hier auch Mode (also wie in Dresden); es ist zum Davonlaufen. Cello und Pauken sind hier noch nicht bekannt. — Neulich spielten sie die Ouverture (ohne Violinen) aus den Hugenotten . . . ohne Sinn und Verstand . . . ." Trotzdem freut er sich (er war Mitgliedern der Kapelle als Klavierspieler vorgestellt worden), dass, wenn er sie grüsst,

immer einer „guten Morgen, Herr Baron“ sagt. Grausam-ironisch-humoristisch ist seine Kritik der Capuleti-Aufführung. „Es war eine himmlische Aufführung. Die Chöre bestanden aus vier Personen, die ganz piano sangen, aus Furcht, man möchte hören, wie falsch sie singen. Die Recitative sprach der Souffleur lauter als die, welche sangen, eine Schlafmütze mit Brille dirigierte, das Orchester spielte falsch, wusste nicht, wo es war; ganze Takte wurden ausgelassen . . . .“ Friedlicher und minder bitter, aber desto toller ist der übermütige Humor Hänschens in den Briefen an Schwester Isa. Selbst der Mutter schreibt der Dreizehnjährige: „Neulich hätte ich beinahe sogar ein Rendezvous mit einer Dame gehabt, aber

ich habe sie im Stiche gelassen, und sie vergebens auf mich gewartet. Das kommt daher, weil ich immer im Konversationssaal Klavier spiele.“ Dann in ernsterem Ton: „Noten giebt es hier wenig; . . ich repetiere alle meine Sachen daher, ich habe sie fast alle auswendig gelernt. Etuden, Skalen spiele ich und studiere auch die Cismollsonate von Beethoven. Komponieren kann ich auch nicht; ich habe aber die Fuge und den ersten Satz aus dem Stabat mater von Pergolese zu vier Händen eingerichtet.“

Obwohl die Quellen für die nächsten Lebensjahre des jungen Bülow 1843 bis 1845 ziemlich spärlich fliessen, lässt sich doch aus der Musikgeschichte Dresdens mit leichter Mühe alles hervorheben, was auf einen so regsamen jugendlichen

Geist wie Hans von bleibendem Eindruck sein musste. Selbstverständlich stand Richard Wagner im Mittelpunkte seines Interesses. Als dieser am 2. Februar 1843 feierlich in sein Amt als königlicher Kapellmeister eingeführt wurde, war — gewiss ein seltsames Zusammentreffen im Lichte der kommenden Zeit — Hektor Berlioz zugegen, und Wagners erstes Amt als neubestallter Kapellmeister war, Berlioz bei den Proben zu unterstützen, die für die ihm bewilligten zwei grossen Instrumental- und Vokalkonzerte abzuhalten waren. War Berlioz' Verständnis für Wagners Rienzi und Fliegenden Holländer kein besonders tiefgehendes — seine Briefe an das Journal des Debats ergehen sich in ziemlich allgemein gehaltenen Redewendun-



Wilhelmine Schröder-Devrient

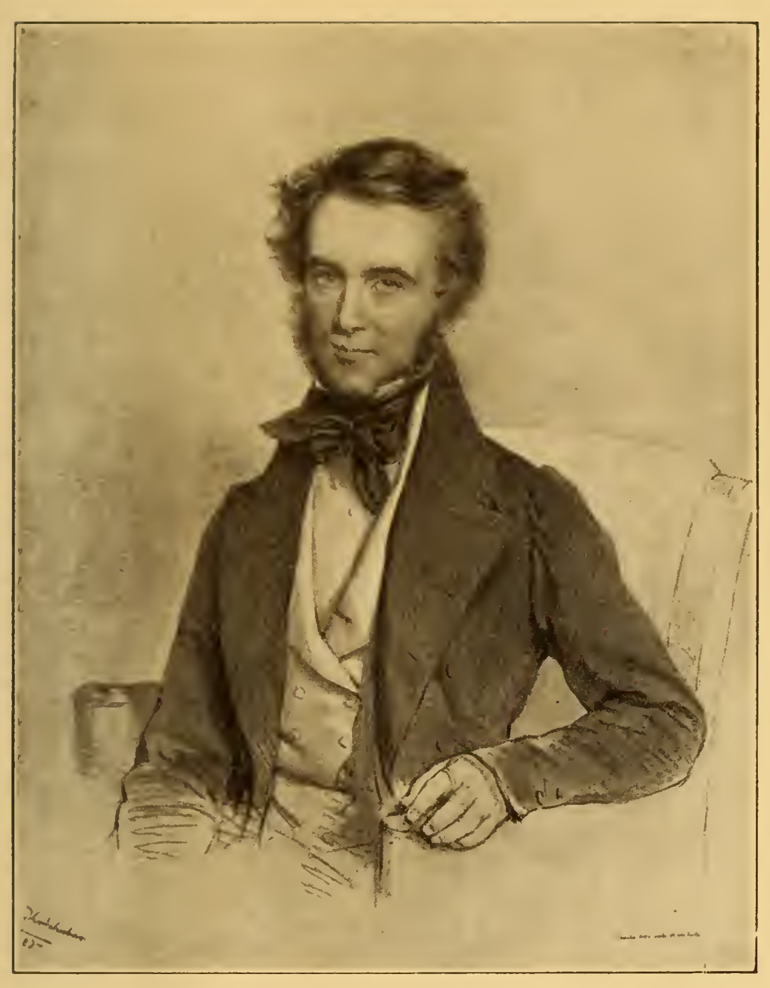


gen —, so war die Sympathie Wagners für Berlioz noch geringer. Die erste von Wagner geleitete Vorstellung in Dresden (am 5. März 1843) war Glucks Armida mit der Schröder-Devrient in der Titelrolle und Tichatschek als Rinaldo. Ein gewiss unparteiischer Zeuge, Moritz Fürstenau, berichtet hierüber: „Wer den Genuss gehabt hat, der damaligen Vorstellung beizuwohnen, wird den Eindruck nie vergessen, welchen diese wunderbaren, in Dresden nie gehörten Töne auf die begeisterten Hörer machten. Selten wohl wird diese Meisterschöpfung in solcher Vollkommenheit über die Bühne gegangen sein*).“ Wagner selbst berichtet, dass alles ausser sich war über

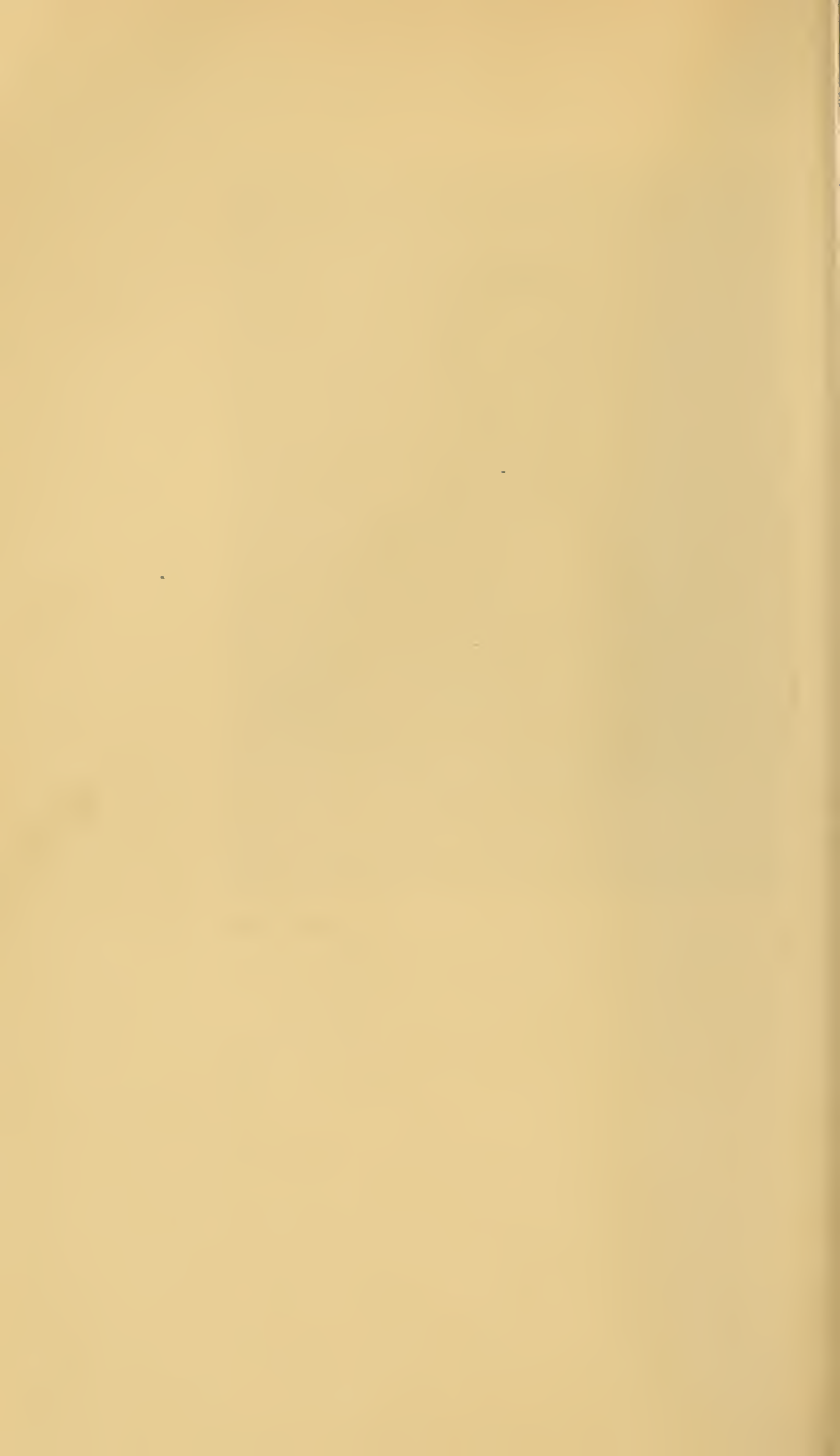
*) Joseph Tichatschek. Nach handschr. und gedr. Quellen. Leipzig 1868.

die vollendete Vorstellung, für die der König ihm in besonders herzlichen Worten seinen Dank abstatten liess. Nicht minder wird ein anderer Vorfall Hans von Bülows höchstes Interesse in Anspruch genommen haben, betraf er doch den ihm nahestehenden Konzertmeister Lipinski*). Obwohl Enthusiast für Wagner, insbesondere für Rienzi, hatte er doch gelegentlich der Euryanthe-Proben die Kühnheit gehabt, gegen Wagners Tempi zu remonstrieren unter Berufung auf die Autorität Webers. Das führte zu einem Konflikt, wobei Wagner klar und deutlich auf Grund des Zeugnisses der Witwe Webers nach-

*) Die Familie Lipinski wohnte in demselben Hause wie die Familie Bülow. Vergl. BBr. I, 25, A.



Karl Lipinski



wies, dass der bisherige Tempo-Usus bei diesem Werke lediglich auf einem Missverständnis Weberscher Intentionen beruhte. Im Palmsonntag-Konzert dieses Jahres kam Mendelssohns Paulus, vom Komponisten geleitet, und die achte Symphonie Beethovens unter Reissigers Direktion zu Gehör, wobei Wagner in schreckvolles Erstaunen darüber geriet, dass Mendelssohn das vollständige Verfehlen der Tempi des zweiten und dritten Satzes durch Reissiger durch ein: „So ist's gut! Bravo!" billigte. Noch in seinen letzten Lebensjahren kam Hans von Bülow vor jeder Aufführung der „Achten" auf diese grundverkehrte Auffassung der Zeitmasse in den beiden Sätzen zurück und konnte sich nicht genug tun, dagegen zu eifern. —

Am 26. April 1843 dirigierte Wagner den von ihm neu einstudierten und mit zahlreichen Korrekturen der Zeitmasse und Vortragsnuancen versehenen Don Juan. Darüber aufgebracht, erhob zum ersten Mal die Dresdner Lokalkritik ihre Stimme gegen Wagner, dessen durch Lobhudeleien sogenannter Freunde erzeugter „Anmasslichkeit" gegenüber Reissigers „scharfe Auffassungsgabe" und „einsichtsvolle Wahl der Tempi" gepriesen wurde. Wagner habe wohl Abneigung gegen Mozart; zudem sei er in Paris gewesen, wo man gewöhnt sei, die langsamen Tempi viel zu langsam, die schnellen viel zu schnell zu nehmen. Mit dieser Differenz beginnt unter der Dresdner Musikkritik das konstante Bestreben, nicht bloss Wag-

ners Dirigentengenie zu bezweifeln, sondern ihn selbst auch in einen vermeintlichen Gegensatz zu Mozart zu bringen. Es bedarf keines Beweises, dass der junge Bülow diese Zeitungspolemik gegen Wagner eifrigst verfolgte und daran im Innersten teilnahm. Sein erbitterter Hass gegen die Dresdner Lokalkritik beweist das zur Genüge, während das in dieser Zeit erfolgte warmherzige Eintreten Ludwig Spohrs für Richard Wagner — durch eine glänzende Aufführung des Fliegenden Holländers in Kassel —*) ihn für alle Folgezeit zu einem innigen Verehrer dieses Meisters machte. Für eine von Robert Schumann zu dirigierende Aufführung

*) Vgl. O. Eichberg, Der Fliegende Holländer. (Bayr. Taschenbuch 1893)

(am 23. Dezember 1843) des „Paradies und die Peri“ war als erster Teil Wagners Faustouverture bestimmt, statt dessen spielte man — warum, ist unbekannt — die Oberon-Ouverture, und Reissiger — nicht Wagner — dirigierte. Ein sich lange durch Bülows Leben hinziehender Gegensatz zwischen Robert, namentlich aber Clara Schumann und Bülow-Wagner kündet sich hier zum erstenmal ganz leise an. Noch weitere Enttäuschungen kamen Wagner aus Leipzig: die gehässigen Angriffe Ernst Keils gegen Rienzi und Holländer, zunächst in der Zeitschrift Planet, später in der Gartenlaube, gleichzeitig aus Berlin die schnöden Witzeleien und absprechenden Urteile über den Fliegenden Holländer, der daselbst am 7. Januar 1844 unter



Robert und Clara Schumann



Wagners Leitung in der Königl. Oper aufgeführt worden war, und dessen Komponist von Rellstab in der Vossischen Zeitung als „ein grosses Talent bei grossen Verirrungen“ charakterisiert wurde. Auch in Dresden war Lüttichau arg über Wagner verstimmt, weil er für die Heimführung der Asche Webers aus London nach Dresden energisch eintrat. Im Dresdner Opernhause hatte Wagner inzwischen Marschners Hans Heiling und Mendelssohns Sommernachtstraum einstudiert, als Franz Liszt, Ende Februar 1844, in Dresden eintraf und länger als eine Woche daselbst verweilte. Von ihm hörte Bülow damals das Es-dur-Konzert Beethovens, das bis ans Lebensende Bülows „Paradestern“ werden sollte, und Liszt hörte seinerseits zum

ersten Male Wagners Rienzi, der ihm sofort die hohe Meisterschaft Wagners bekundete. Wagner hingegen zeigte für Liszts künstlerische Persönlichkeit damals keine rechte Sympathie und tadelte besonders Liszts Konzertprogramme, die eine allzugrosse Konzession an den seichten und minderwertigen Geschmack böten — ein Fehler, den später Liszt selbst eingestanden und „wahrhaft bereut" hat*), jedenfalls begann alsbald nach diesen Dresdner Tagen **)

---

*) Liszt-Briefe I, 257 f.

**) Die Notiz in den Bülow-Briefen I, 11: „In der Zeit von 1842—44 muss Franziska wohl Liszts Bekanntschaft gemacht haben, der damals ... in Dresden spielte und auch viel in Gesellschaft ging. Das Bülowsche Haus erfreute sich ebenfalls seines Besuches. Damals wird es gewesen sein, dass Liszt in



Franz Liszt.



seine Propaganda für Wagners Kunst*). Im Mai dieses Jahres war es wieder eine Mozartsche Oper, Titus, deren Aufführung unter Wagners Leitung gehässige Angriffe aus der Feder des Dresdner Kritikers Schladebach, namentlich Belehrungen über den wahren Geist Mo-

---

einem benachbarten Hause auf einer Soirée erklärte: er wolle nur dann spielen, wenn man ihm den kleinen Bülow hole — was dann auch allsogleich geschah, obwohl der Knabe schon zu Bett gegangen war", — entbehrt schon wegen der ganz unbestimmten Zeit- und Ortsangabe so sehr jeder Wahrscheinlichkeit, dass man sie übergehen kann. — Bülow hat an R. Pohl bereits im Jahre 1869 eingehende Mitteilungen über seine Jugend gemacht; er würde dieses erste Zusammentreffen mit Liszt nicht vergessen haben, entspräche es der Wahrheit.

*) Vgl. Glasenapp II, 1. 62.

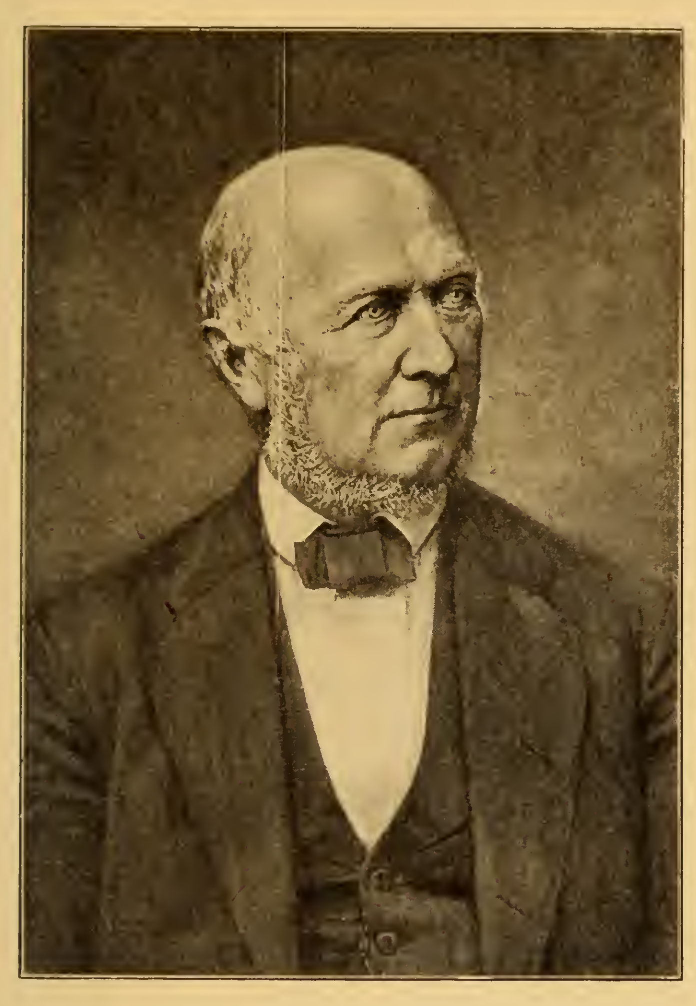
zarts und die aufs neue aufgewärmten Pariser Tempi veranlasste; auch die Euryanthenfrage wurde wieder ausgegraben, während eine gegen Wagner gesponnene Intrige Reissigers und Lipinskis jenen in die Lage versetzte, plötzlich die Leitung der „Entführung" von Mozart übernehmen zu müssen. Die Absicht der Intriganten war, in flagranti zu beweisen, dass Wagner von Mozartscher Musik nichts verstände. Statt dessen wurde durch Wagners energisches Eingreifen gerade das Gegenteil des Beabsichtigten erzielt, und was bei Reissiger stets interesselos vorübergegangen war, entfesselte bei Wagner einen wahren Beifallssturm. Dass Hans von diesen Intrigen hörte, ist bei den nahen Beziehungen zu Lipinski wohl

zweifellos. Wie er als aufmerksamer, scharfsinniger Beobachter darüber dachte, ist ebenso klar, zumal er in dieser Zeit an Carl Ritter*), dem ersten Sohn der seit 1841 in Dresden lebenden verwitweten Frau Julie Ritter aus Narwa, einen intimen Freund und musikalischen Studiengenossen gewonnen hatte, der seinerseits so glücklich war, Richard Wagner persönlich zu kennen und durch einen freundlichen Beweis der Teilnahme seitens des jungen, vergötterten Meisters ausgezeichnet worden zu sein**). Zur selben Zeit kam auch Wagners Nichte Johanna mit ihrem Vater, dem Bruder Richards, nach Dres-

*) BBr. I, 28.

**) Glasenapp II, 1, 354.

den – sie wurde nach ihrem Debut als Irma in Aubers Maurer und Schlosser wie als Agathe im Freischütz engagiert –, wiederum eine hervorragende und selbst neben einer Schröder-Devrient faszinierende Erscheinung, die auf Hans einen nachhaltigen grossen Eindruck gemacht hatte, trotz mancher späteren, in der tollen Laune selbstvergessenen Übermutes geäusserter Spötteleien. Im übrigen konnte er weder die Aufführung des Oberon unter Wagner mit der Schröder-Devrient als Rezia, noch — was ihn am meisten betrübte — die erste Aufführung der Wagnerschen Faust-Ouverture am 22. Januar 1844 hören. In der Zeit von Juli bis August befand er sich wieder in Leipzig in seinem altgewohnten zweiten Heim, im



Dr. jur. Richard Woldemar von Frege
Professor der Rechte a. d. Universität Leipzig

|Auf Abtnauendorf a. Wetzelstein



Hause Chr. G. Freges. Die Briefe daher sind in seinem bekannten, lebhaften Stil: er berichtet über seine Tagesordnung, was er auf dem Klavier übt, dass er Livia akkompagniert, dass er strenge Diät hält, nur manchmal etwas zum Konditor geht — offenbar ebenso der Süssigkeiten als der ausliegenden Zeitungen wegen, — dass er der Clara Schumann und sie ihm vorgespielt habe. Von den Bereitern will er Isa erzählen, die Mutter solle ihm dagegen von Oberon etc. in Dresden genau berichten. Das „etc." bezieht sich auf nichts Geringeres als die Faust-Ouverture Wagners, über die denn auch die Mutter umgehend ihm ein leider recht ungünstiges Urteil schrieb. Er erwiderte darauf in blindem Vertrauen auf seinen „Meister"

schlicht und fest: „Es tut mir sehr leid, dass ich nicht bei dem Konzert in Dresden war, besonders wegen der Wagnerschen Ouverture. Sie ist unmöglich so, wie Du sie befunden hast“. Der hier zutage tretende Gegensatz zur Mutter gewinnt, wie es scheint, in dieser Zeit auch eine bestimmte, persönliche Form, indem die Mutter Hans Vorhaltungen über seinen Verkehr mit Carl Ritter gemacht zu haben scheint. Hans opponiert dagegen ziemlich unüberlegt, sieht aber sein Unrecht sofort ein und bittet reumütig auf erneuerte Vorhaltungen im nächsten Briefe um Verzeihung*). Er wünscht dringend, so lange als möglich bei Freges bleiben

---

*) BBr. I, 33. 34.

zu dürfen: wegen der Rakoczykur, wegen der Exerzierstunden, vor allem aber wegen der Musik: „da das Hören von Madame Schumann für mich von ausserordentlichem Nutzen ist“. Auch Livia akkompagnierte er oft, „und ihr Gesang ist mir natürlich auch sehr nützlich“. Am Klavier traktiert er hauptsächlich Fugen von Bach, Sonaten von Beethoven, A-moll-Konzert und Septett von Hummel; mit Vorliebe begleitet er aus der allerliebsten Oper „Der Blitz“ von Halévy. Das Werk erweckt in ihm die Sehnsucht nach einem guten Operntext zum Komponieren — „und wenn es ein komischer wäre“. Aber gleichzeitig mit diesen hochfliegenden Plänen geht ein Bericht an die Schwester ab über die Bereiter, die jetzt in Dresden

sind, über die hübschen Reiterinnen daselbst, wie er Madame Lejars Blumen geworfen und wie er sich nach dem Marionetten-Theater, das Woldemar besitzt, sehnt, aber nicht den Mut hat, den Vetter darum zu ersuchen. So ganz Kind hier — und im nächsten Augenblick so ganz junger Künstler dort; ein seltsam widerspruchsvolles Naturspiel. Und im nächsten Briefe, an den Vater, der korrekte, peinlich genaue ernste Berichterstatter. Aus jeder Zeile spricht die grosse Erwartung, mit der er der bevorstehenden Eröffnung des Neuen Leipziger Stadttheaters entgegensieht (10. Aug. 1844). „Sonnabend bin ich im Don Carlos und Montag im Don Juan gewesen. Es war immer mein Lieblingswunsch gewesen, den



Frau Livia von Frege geb. Gerhardt

Geb. 13. Juni 1818, gest. 22. August 1891

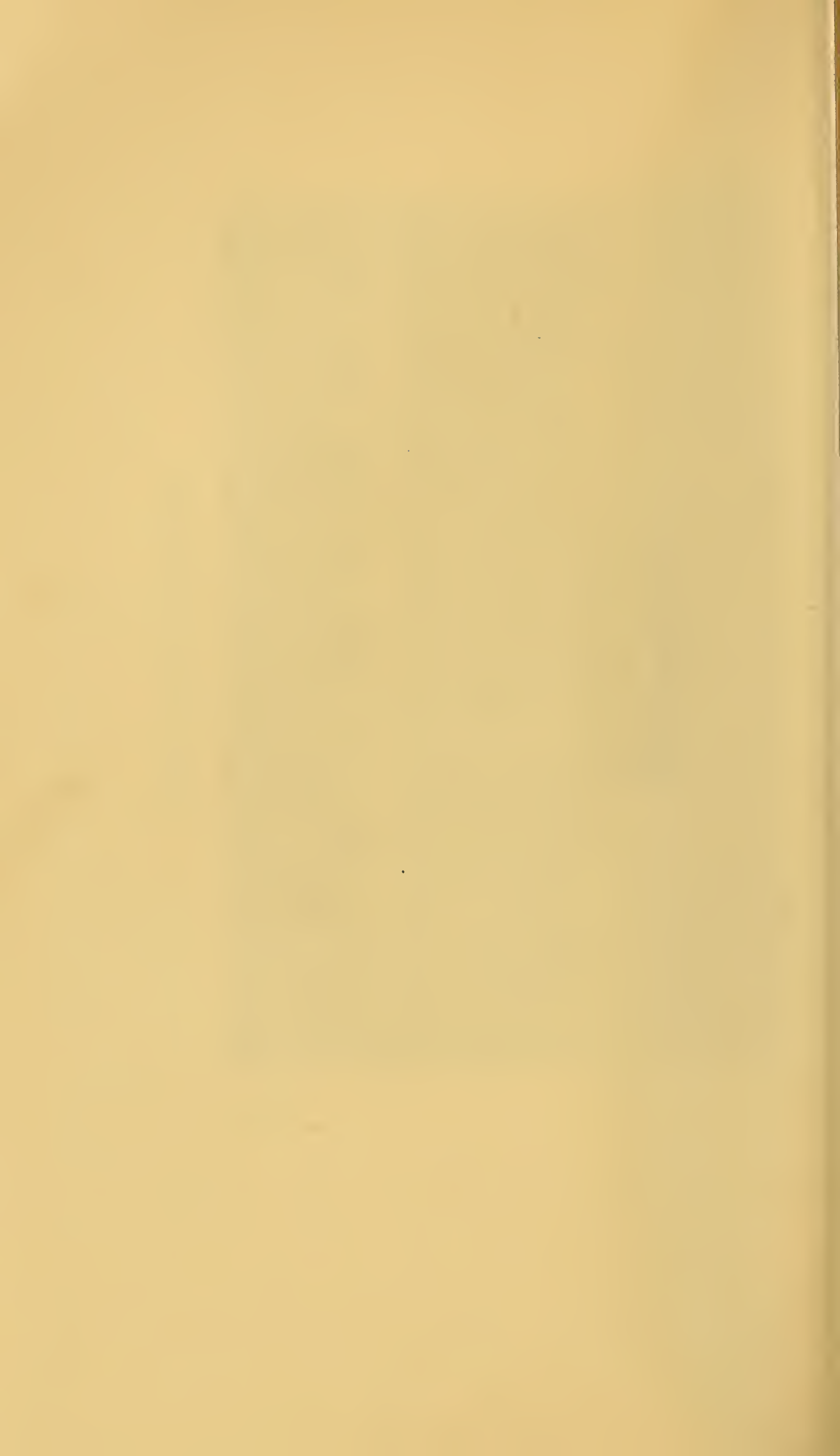


Don Carlos zu sehen, jedoch ist mein Wunsch noch nicht ganz erfüllt, ich wollte Devrient als Marquis sehen . . . Vorher wurde die Jubelouverture von Weber . . . sehr gut gespielt. Ich hörte sie zum ersten Male. Lortzing dirigierte den Don Juan, der mich, je öfter ich ihn höre, immer mehr entzückt. Es ist doch die Oper aller Opern.“ Das Lob dieser Oper mittels dieses bekannten Gemeinplatzes, den er sicher im elterlichen Hause gehört, klingt fast wie eine Captatio benevolentiae. Dass er überhaupt bei Abfassung dieses Briefes in Tollschelmenlaune war, beweist das folgende: nachdem er kurz über seine mit Vorliebe gepflegten Reit- und Exerzierstunden berichtet, schreibt er: „Ich habe ungeheure Lust und fast Be-

dürfnis, Alexander VI. zu komponieren, und ich würde dem Alles darum geben, der mir einen guten Text mit diesem Sujet machen würde. Es ist dies freilich eine sehr lächerliche Idee, aber dennoch!“ Diese wahrhaft groteske Idee des Vierzehnjährigen, den berüchtigtsten und lasterhaftesten aller Päpste, der durch Verbrechen auf den Stuhl Petri gelangt war und selbst an dem Gift zugrunde ging, das er für seine Gäste bestimmt hatte, zum Gegenstand einer Oper zu machen, wäre ein eklatanter Beweis für den früh hervortretenden ganz exzessiven und exzentrischen Sinn des jungen Bülow — wenn diese ganze Idee nicht etwa ein jugendlicher Scherz war, mit dem er etwas renommieren und die Seinigen erschrecken wollte.



Neues Leipziger Stadttheater



Die hauptsächlichsten musikalischen Ereignisse, die Bülows Aufmerksamkeit im folgenden Herbst und Winter 1844/45 in Anspruch nahmen, waren zunächst Spontinis Vestalin, unter des Komponisten Leitung, der vorher Wagner den Auftrag gegeben hatte, der Partitur Posaunen und ein Instrument, Bass-Tuba genannt, das er im Rienzi gehört habe, einzuverleiben, was zu Ehren und zu Liebe des musikalischen Grand-Seigneur mit den Allüren eines spanischen Granden auch geschah; ferner Webers Leichenbegängnis am 14. Dezember mit dem imposanten, von einem Orchester von 80 Blasinstrumenten ausgeführten und von Wagner selbst nach Motiven aus der Euryanthe zusammengestellten Trauermarsche; endlich der

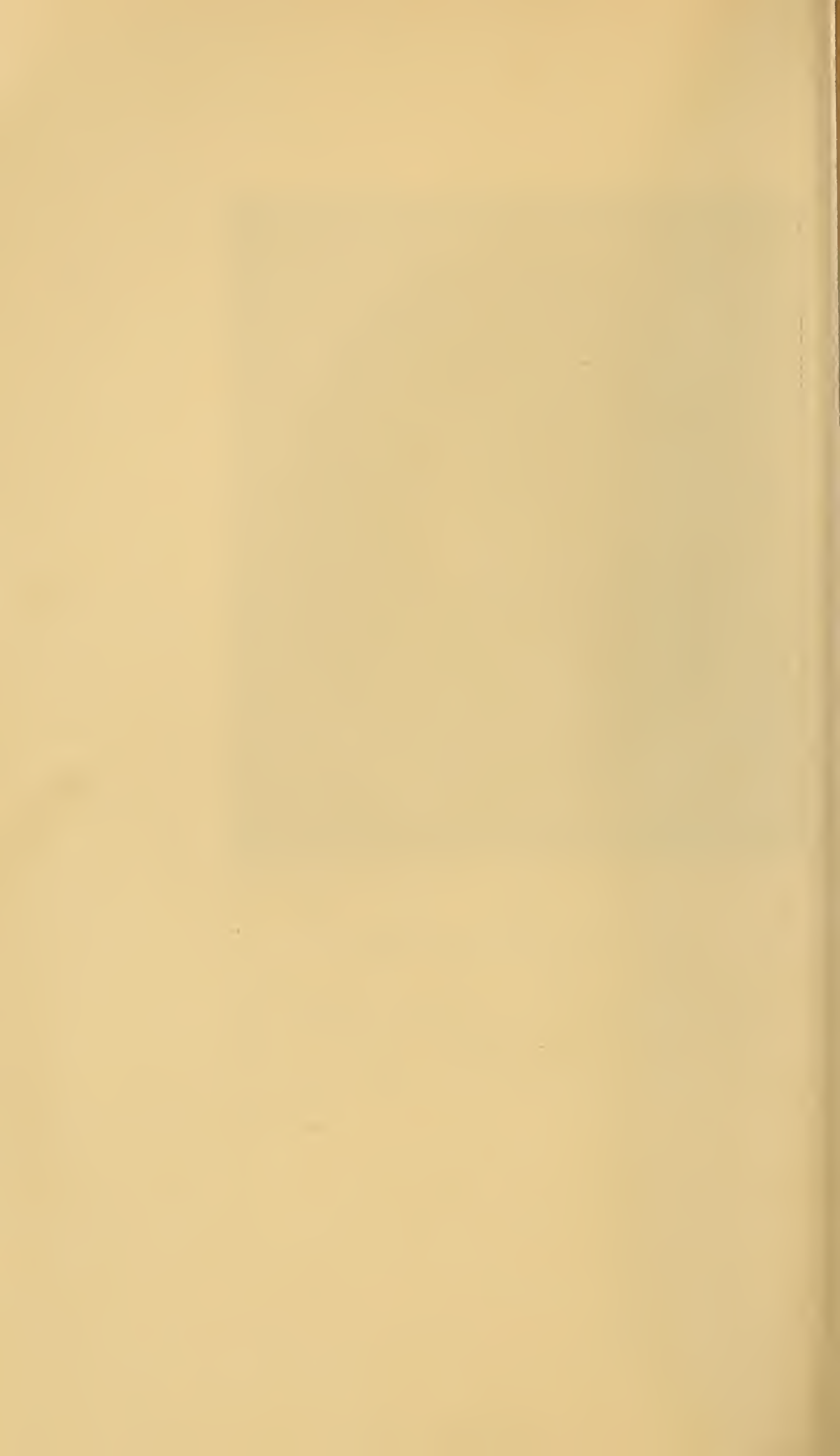
grosse Erfolg, den Gutzkow in Dresden mit seinem Urbild des Tartüff am 1. Jan. 1845 erlebte, demzufolge er etwa ein Jahr später als Nachfolger Eduard Devrients als Oberregisseur nach Dresden berufen wurde. Den Monat Mai verlebte Hans wiederum in Leipzig, diesmal besonders ernsten musikalischen Studien obliegend: Moritz Hauptmann unterwies ihn in der musikalischen Theorie und Louis Plaidy, ein ausgezeichneter Lehrer des Konservatoriums, im Klavierspiel; daneben arbeitete er gewissenhaft unter Leitung des Rektors Rüdiger in den Gymnasialfächern. „Je travaille comme un nègre (ein Lieblingszitat von ihm), kann ich sehr gut sagen. Ich spiele alle Morgen Trillerübungen, Tonleitern, einfache und chromatische aller Art,



G.ni Spontini

Se vend chez Quenedey, rue Neuve des Petits Champs, N.° 15 à Paris

Dép. à la Bib. Imp.



Werfübungen (dazu dienen mir eine Etude von Moscheles, eine von Steibelt und eine zweistimmige Fuge von Bach, die ich mit beiden Händen in Oktaven spiele; letztere empfahl mir Goldschmidt*), Toccaten von Czerny und die Etuden von . . . Chopin. In diesem Falle finde ich keine andern von Bertini, Cramer oder Clementi notwendig; ich habe an den Chopinschen, die alle diese reichlich ersetzen, genug zu tun, und ich hoffe, dass Du mir recht geben wirst." Man sieht, wie eingehend sich die Mutter für die Klavierübungen ihres Sohnes und die Methodik des Unterrichts interessierte. Sein Klavierrepertoire erweitert und vertieft sich dabei nunmehr

*) Später der Gatte der Jenny Lind, Pianist, mit dem Hans öfter vierhändig spielte.

mit unglaublicher Schnelligkeit und umfasst eine grosse Zahl der schwierigsten klassischen Werke.

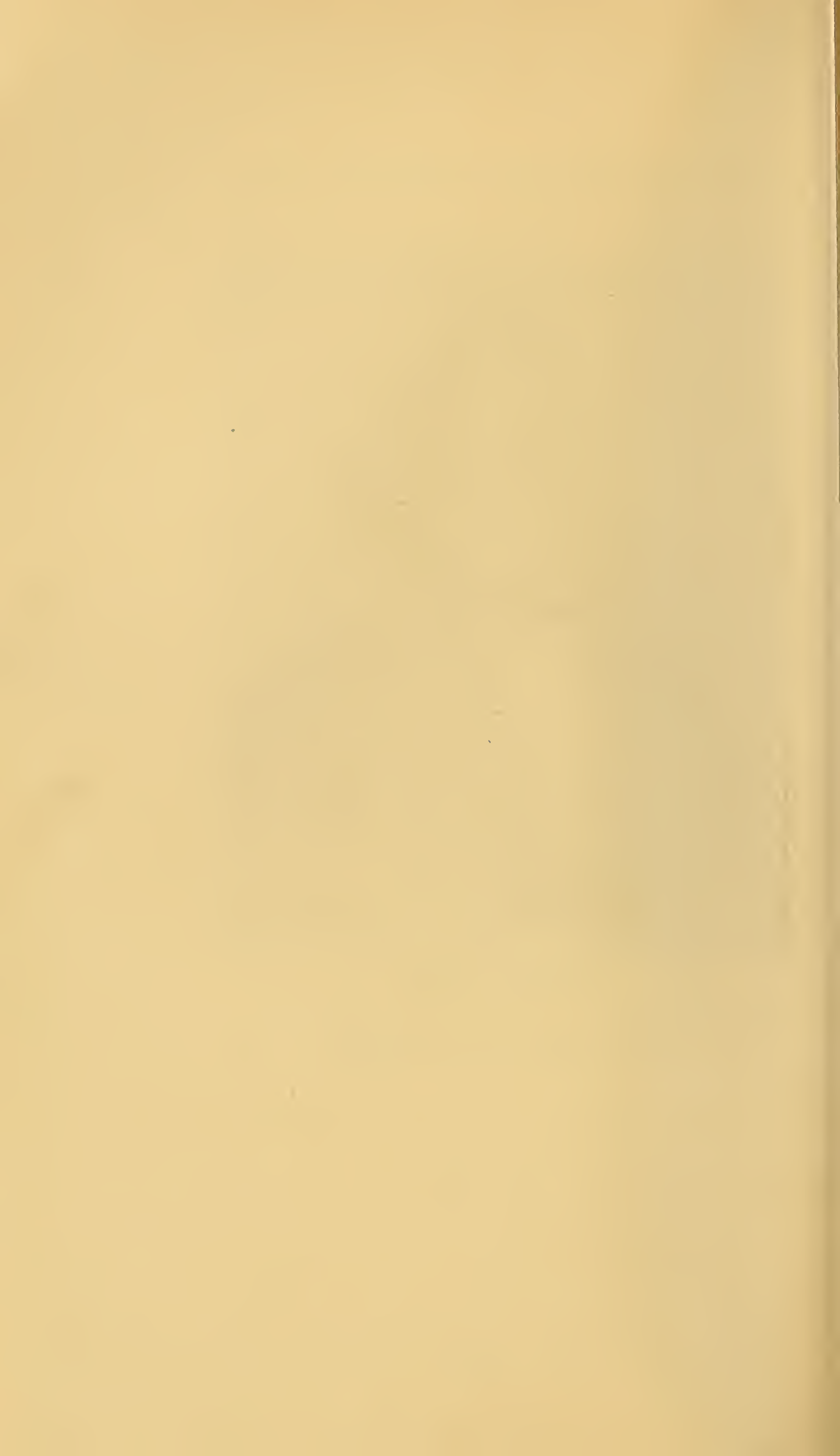
Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz der anderen beiden Männer gedacht, die als Lehrer Bülows im Klavierspiel genannt werden, Henry Litolffs und Friedrich Wiecks. Der erstgenannte war seit längererZeit schon ein treuerFreund des Bülowschen Hauses und insonderheit von der Mutter Bülows wegen seiner ausserordentlichen Begabung hoch geschätzt. Auch Hans verfehlt nie, was er nur über ihn erfahren kann, getreulich der Mutter zu berichten. Seine phantastisch - romantische Art mag*) Hans mit Bahnen und Auffassungen be-

*) Bülow-Briefe I, 29, 43, 44, 60 usw. Vogel, H. v. Bülow, S. 5.



Heinrich Litolff

Nach einer Zeichnung von Kriehuber 1848



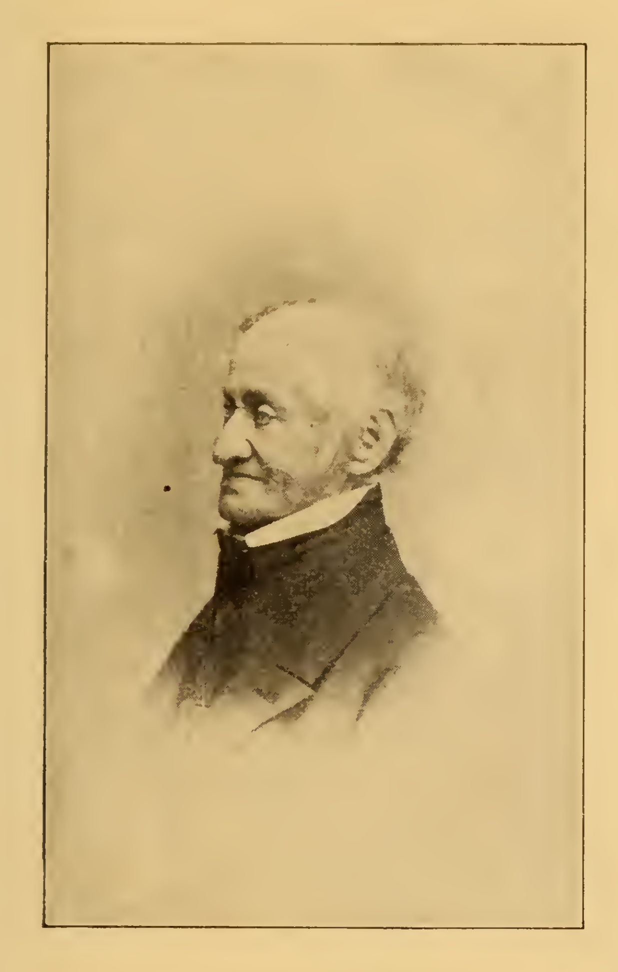
kannt gemacht haben, die, weil sie den Wieckschen schroff gegenüberstanden, für den selbständigen Entwicklungsgang des Jünglings sicher sehr heilsam werden mussten*). Die Studien bei Wieck fallen in das letzte Jahr des dresdner Aufenthaltes, also 1845—46; die in Leipzig im Fregeschen Hause geknüpften Beziehungen zu Clara Schumann mussten ganz von selbst dazu führen, dass Hans nahe gelegt wurde, bei Wieck Unterricht zu nehmen. Vermutlich hat aber auch Clara Schumann selbst das Interesse ihres Vaters auf den jungen, vielversprechenden Pianisten gelenkt. Über den Erfolg dieser Studien liegt zunächst eine Äusserung Bülows in

---

*) Vgl. Pohl in der Illustr. Ztg. v. 29. Mai 1869, No. 1352.

einem „Stuttgart, den 29. September 1846“ datierten Briefe vor, die nicht gerade sehr warm und begeistert, aber doch dankbar anerkennend klingt, wie überhaupt der ganze Brief in einem sehr formellen und trocken sachlichen Tone gehalten ist. Hans schreibt*): „Ich lerne die Vortrefflichkeit Ihres Unterrichts immer mehr einsehen, und bemühe mich, Ihre Anweisungen zu befolgen.“ Das ist, bei dem jugendlich überschäumenden Gemüt des für Wagner schwärmenden Jünglings nicht gerade viel gesagt. Erst viel später wird die Darstellung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler eine andere. Im Jahre 1863, am 6. November, hatte Bülow mit ungeheurem Erfolge in Dresden konzertiert. Am

*) BBr. I, 55.



Friedrich Wieck

Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.



folgenden Tage, früh 7 Uhr, schrieb der berühmte Klavierpädagoge an Bülow das sehr lakonisch gehaltene Billet: „Hochverehrtester Meister, Meine Verehrung Ihnen, Meister der Meister, einstweilen schriftlich — persönlich noch diesen Monat in Berlin. Sie wollen wahrscheinlich eben abreisen, deswegen versage ich mir, Ihnen die Hände zu drücken. Gott mit Ihnen! Ihr alter Friedrich Wieck." Bülow fühlte sich durch diesen völlig unerwarteten, begeisterten Erguss „überrascht — erschüttert — gepeinigt." Bei den etwas gespannten Beziehungen zu Clara Schumann und ihren Verehrern (Brahms, Joachim) hielt er manches darin für Ironie und antwortete demgemäss am 15. November 1863 durch einen halb sa-

tirisch, halb ernst, in jedem Falle aber in Geschwindigkeit geschriebenen und in schalkhaft überschwenglichem Tone gehaltenen Brief*), in dem es heisst: „Nie hat mein Sinn vergessen, nie mein Wort verleugnet — und die Zukunft wird hierin die Vergangenheit weiterspiegeln — was ich Ihnen, hochverehrter Meister, zu verdanken habe. Sie waren es, der zuerst und festen Grund legend mein Ohr hören lehrte, meiner Hand gesetzmässige Regeln, logische Ordnung einprägte, mein Talent aus der Dämmerung des Unbewussten zum hellen Lichte des Bewusstseins emporführte. Derjenige, der das unscheinbare junge Saatkorn mit so ungewöhnlich gewissenhafter Sorgfalt und

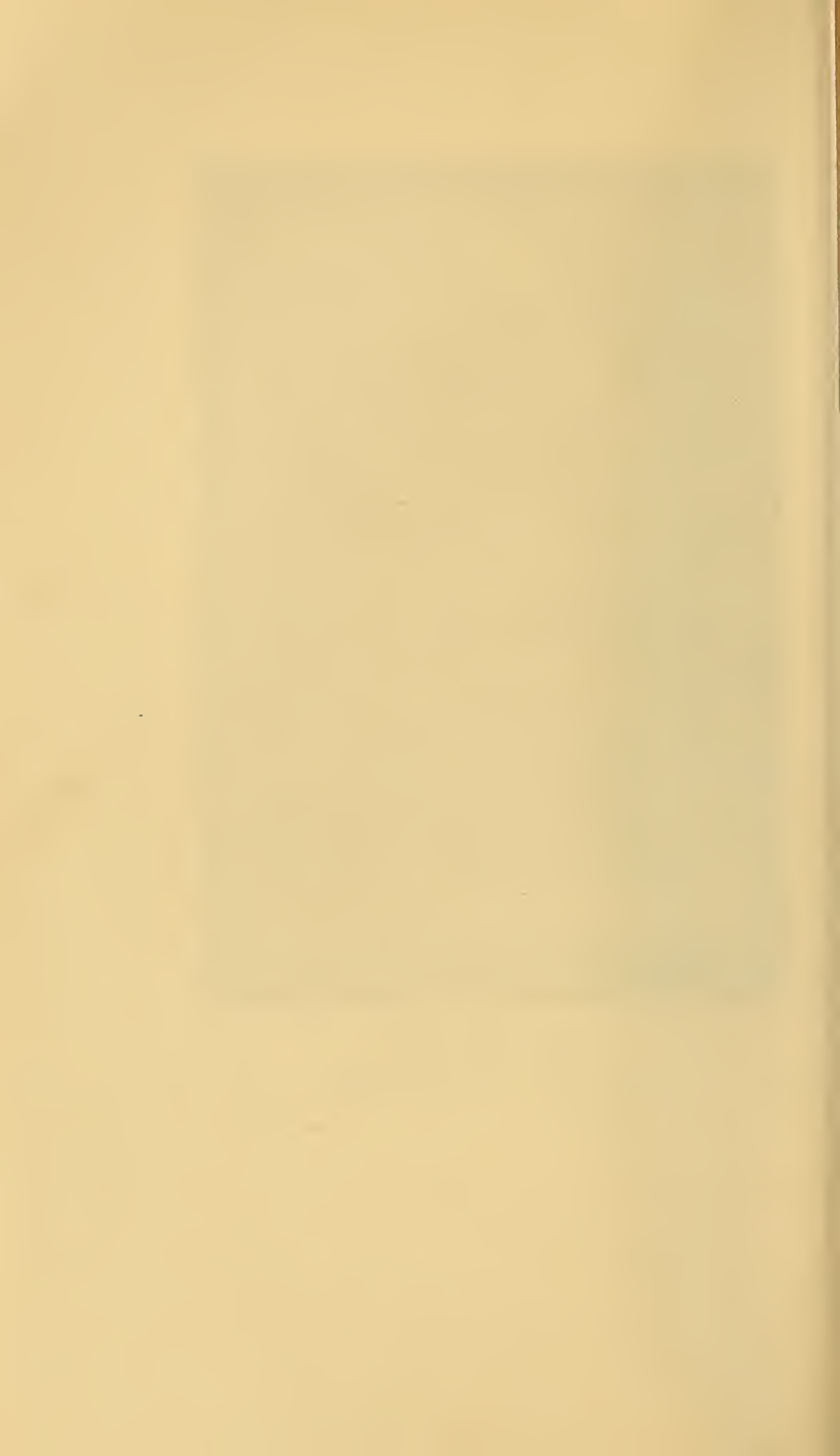
*) BBr. I, 554.

Liebe gehegt und gepflegt, darf sich an der entwickelten Frucht das Anteilrecht einer wesentlichen Miturheberschaft vindicieren. Und so gestatten Sie, hochverehrter Herr, dass der Mann, den Dank des Knaben erneuernd, kontrasigniere und sich mit freudigem Stolze nenne Ihren Schüler H. v. B." Ein echter Bülow-Brief, der – wie der scharfsinnige Bülow längst wusste — Wieck gefallen und seiner Eitelkeit schmeicheln musste, nur halb wahr, sowohl was die reale Tatsache, als die Empfindung betrifft, halb dankbar, halb ironisch gehalten, im Moment geschrieben aus der momentan aufwallenden Stimmung heraus, aber mit etwas mephistophelischem Beigeschmack. Ein fulminantes, begeistertes Dankschreiben, mit allen

möglichen poetischen Ergüssen, von seiten Wiecks (datiert 24. November) bildete die Antwort auf diesen Brief. Aber dieser sollte noch ein Nachspiel haben. Während Bülows erster Amerikafahrt 1875 war eine Broschüre von A. v. Meichsner erschienen: „Friedrich Wieck und seine beiden Töchter Clara und Marie, Leipzig, 1875“, darin war ohne Wissen Bülows der Brief vom 15. November abgedruckt und so, allerdings erst neun Jahre nach dem Erscheinen der Broschüre, einem Liszt-Schüler jüngeren Jahrgangs bekannt geworden. Der junge Pianist, der selbstredend Bülows nahe und allernächste Beziehungen zu seinem Lehrer und Meister kannte, machte Bülow „mit etwas befremdlichen Worten“ auf das



Friedrich Wieck
seiner Tochter Unterricht erteilend
Gips-Skizze von Gustav Kietz, 1860

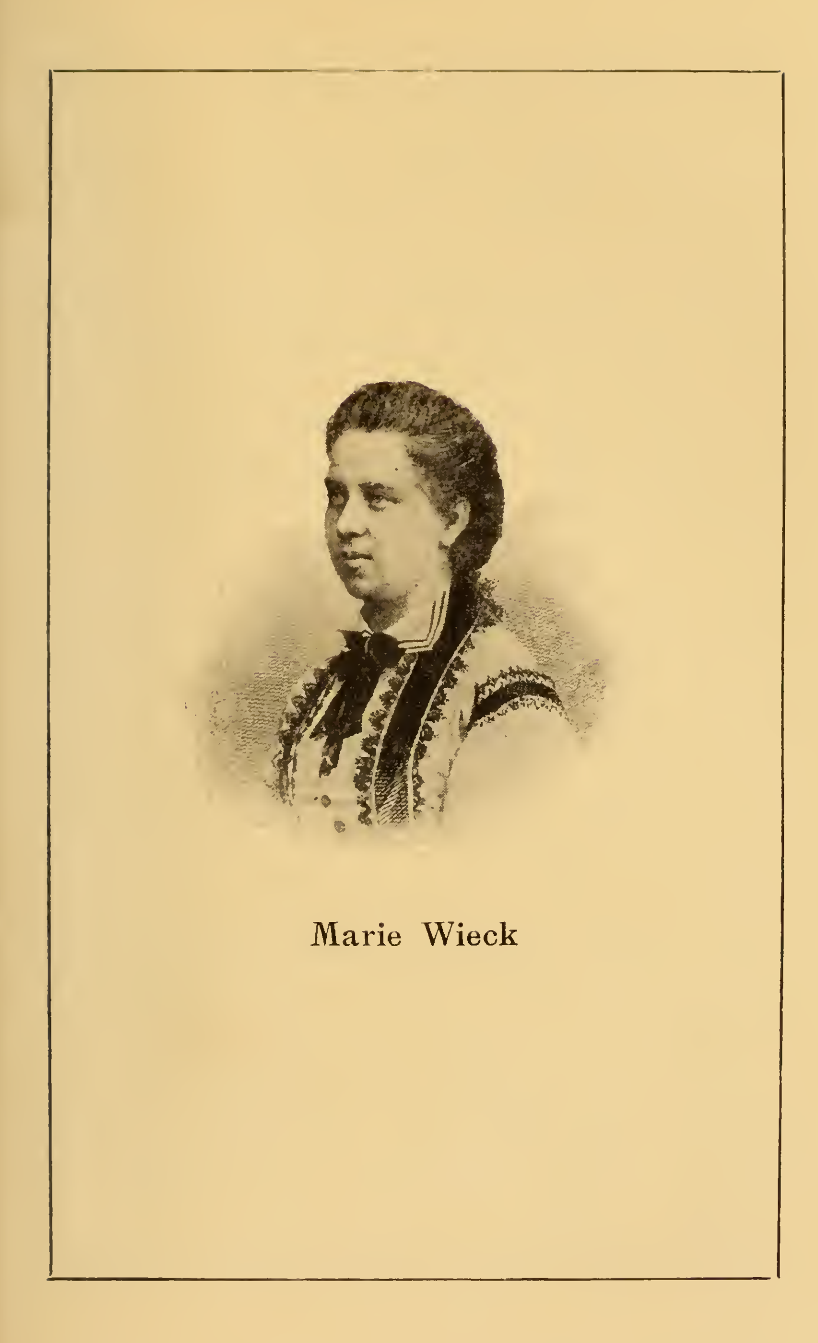


Wieck gezollte aussergewöhnliche Lob aufmerksam. Das nötigte Bülow nunmehr einerseits zu dem Bekenntnisse*), dass ihm die Wiederbekanntschaft mit seinem „zwanzigjährigen" Briefe ebenfalls bezüglich des hastig-jugendlichen, durch Eilzugskonzerttätigkeit erklärlichen Stils „selbstmissfälliges Lächeln" entlockt habe, dass er aber andererseits gegen Wieck pietätvolle Erkenntlichkeit für die von ihm erteilte, „wahrhaft pädagogisch-ideale Unterweisung" noch heute in alter Stärke empfinde. Liszt, seinem Lehrer, gegenüber sei er kein Renegat; ihm, seinem Haupt-Förderer, schulde er noch eine weit ansehnlichere Summe enthusiastischer Dankbarkeit, aber davon in einem Briefe an Wieck

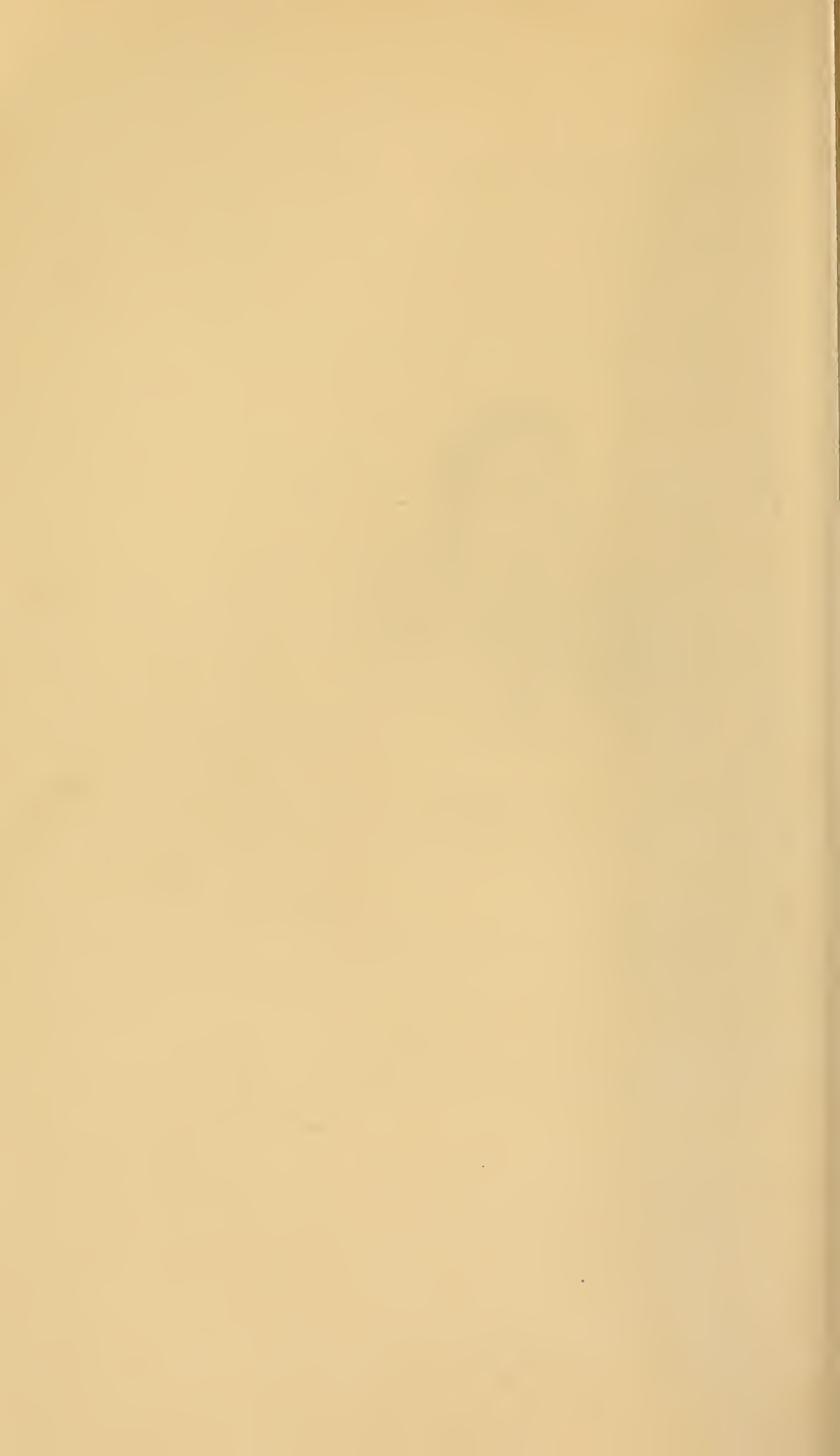
*) BBr. I, 556 f.

zu sprechen, wäre unüberlegt und geschmacklos gewesen. Der exaltierte Gruss des alten Herrn am 7. November habe den exaltierten Ton seines Schreibens am 15. bestimmt. Im übrigen habe die „Lehrmethode des seligen Wieck“ nicht aufgehört, wohltätigen Einfluss auf seine Weiterentwickelung zu üben. „Es könnte aber Lebende verletzen, wenn ich erzählte, um wie viel höher, feiner und zugleich eklektisch umfassender Musiker-Naturell und Musiker-Intelligenz beim Vater als bei seinen berühmten Kindern geartet war, also . . . .“

Der Bülow-Wieck-Briefwechsel ist hier schon — vorausgreifend — und ausführlich mitgeteilt worden, weniger der Sache selbst wegen, als weil er beweist,



Marie Wieck



wie schwer oft Bülow-Briefe richtig zu lesen, d. h. zu deuten sind und in welch einschneidender Weise persönliche, wechselnde Stimmungen Inhalt und Form brieflicher Mitteilungen bei ihm bestimmten. Der Gedanke, jemand etwas Freundliches, ihm Angenehmes zu sagen, verursachte manche Verschleierung der wirklichen Gesinnung, eine Eigenschaft. die man kaum als beabsichtigte Unwahrheit und Täuschung oder Heuchelei verdammen kann, sondern die ihm nur als Mittel diente, durch rücksichtsloses Aussprechen des als wahr Empfundenen sich nicht noch grössere Schwierigkeiten und Verdriesslichkeiten zu bereiten, als er ohnedies schon bei seinem impulsiven, später sogar aggressiven Charakter zu bestehen hatte.

Zu dieser Zeit, vermutlich am 2. Juni 1845, fand auch die erste Begegnung Bülows mit seinem späteren intimen Freund Josef Joachim zu Leipzig im Fregeschen Hause statt, desgleichen mit dem berühmten Kanzler Müller aus Weimar, dessen Erzählungen von Napoleon der Knabe mit grosser Spannung lauschte. Livia akkompagnierte er, wie immer, und komponierte ihr Lieder als Vielliebchengeschenk. In den letzten Winter, welchen die Bülowsche Familie in Dresden zubrachte, fällt die Erstaufführung des Tannhäuser, am 19. Oktober 1845, eine Vorstellung, der zwar manche Unvollkommenheiten in der Besetzung der einzelnen Gesangspartien anhafteten, die aber dennoch, nachdem die Sänger sich nach einigen Vorstel-



Brahms und Joachim



lungen an den ganz neuen und ungewohnten Stil gewöhnt hatten, in ganz Dresden den höchsten Enthusiasmus entfachte. Bülows Verehrung für den Dichterkomponisten war jetzt kaum noch zu überbieten; wenn er mit seinem jugendlichen Freunde Alexander Ritter, dem Bruder Carl Ritters, am Wohnhause Wagners in der Ostra-Allee vorüberging, pflegte er begeistert die Mütze zu ziehen. Freilich in der „Dresdener Abendzeitung“ behauptete Schladebach, in Ferdinand Hillers „Traum in der Christnacht“, der vordem in Dresden bei leeren Häusern gegeben wurde, sei unstreitig mehr Musik enthalten, als in Wagners Tannhäuser. Hingegen hatte der junge Bülow die Freude, in einem Freunde seines elterlichen Hauses, dem

Dr. Hermann Franck aus Breslau, einen nicht bloss begeisterten, sondern ungemein verständnisvollen Verehrer Wagners zu finden. Dessen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ über den Tannhäuser erstatteten Bericht bezeichnet Wagner selbst als geistvoll, ruhig und klar*), während Robert Schumanns schwankende Stellung dem Tannhäuser gegenüber, erst absprechend („er kann wahrhaftig nicht vier Takte schön, kaum gut hintereinander weg schreiben und denken“), dann einlenkend („ich muss manches zurücknehmen, was ich ... schrieb; von der Bühne stellt sich alles ganz anders dar. Ich bin von vielem ganz ergriffen gewesen“), wahrlich nichts dazu beigetragen hat, Bülows etwas skep-

*) Vgl. Bayreuther Blätter 1885 S. 320.

tische Stimmung gegen Schumann gehobener und freundlicher zu machen. Eine neue Verstimmung, gegen die Berliner Oper, erwuchs für Wagner wie für Bülow daraus, dass die dortige Intendanz in Rücksicht auf die bevorstehenden Gastspiele der Jenny Lind es ablehnte, Wagners Rienzi aufzuführen. Wir werden sehen, wie die dadurch in Bülow bereits erzeugte Verbitterung gegen Berlin und gegen die Lind in einigen Jahren zu einer furchtbaren „Explosion" führen sollte. Auch die unter Mendelssohns Leitung am 12. Februar 1846 erfolgte ganz mangelhafte Aufführung der Tannhäuser-Ouverture im Leipziger Gewandhaus, mit der Mendelssohn das Werk als „abschreckendes Beispiel" der Musikwelt demonstrieren wollte, musste

Bülows bitterste Erregung hervorrufen. Das letzte und bei weitem grösste Erlebnis für Bülow während seiner Dresdner Zeit aber war die Aufführung der Neunten Symphonie von Beethoven durch Richard Wagner. Schon der kühne Wagemut Wagners, ein Werk zur Palmsonntag-Aufführung zu wählen, das man allgemein in Dresden auf Grund früherer Aufführungen als wirre Phantasie eines Halb-Irrsinnigen ansah, die Beseitigung immenser anderer, namentlich Programm-Schwierigkeiten durch den über alles von dem Werke begeisterten Kapellmeister, das von Wagner veranlasste Erscheinen vorbereitender analysierender (programmatischer) Abhandlungen über die „Neunte“ im Dresdner Anzeiger, denen sogar poetisch-

enthusiastische Artikel, ebenfalls aus Wagners Feder, folgten, die unglaublich mühsamen Proben, bei denen Wagner oft heisse Kämpfe mit einzelnen widerstrebenden Instrumentalisten, zu denen auch Lipinski kurze Zeit gehörte, zu bestehen hatte, und endlich der über alles Erwarten grossartige, noch nie dagewesene Erfolg des Ganzen, der Komposition sowohl, wie ihrer Darstellung durch Orchester, Solisten und Chor, und das alles trotz der unglaublichen Intriguen, unter anderen seines „Kollegen“ Reissiger, der das Publikum noch bei der Generalprobe auf das „Bedauerliche dieser Verirrung Beethovens“ aufmerksam gemacht hatte*), — wie muss diese Folge gewichtiger und tief ein-

*) Glasenapp II, 1, S. 127 f.

schneidender Ereignisse das glühend heisse Musikantenherz des jungen Bülow bald vor freudiger Erwartung, bald vor galliger Aufregung, bald aus triumphierendem Entzücken, in fieberhafte Erregung versetzt haben, zumal er sich bereits in Leipzig mit Sorgfalt durch das Studium Beethovenscher Partituren, insbesondere der „Neunten", auf diesen Tag vorbereitet hatte. Nach dieser Tat Wagners gab es kein Halten mehr, er musste Wagner sehen und sprechen — zum mindesten, ehe er aus Dresden schied, ein „Albumblatt" von ihm haben. Ob das erste ihm gelungen ist, scheint nicht ganz sicher, um so schöner, wahrer und inhaltsreicher aber war das Stammbuchblatt, das Wagner dem jungen Kunstgenossen auf seinem

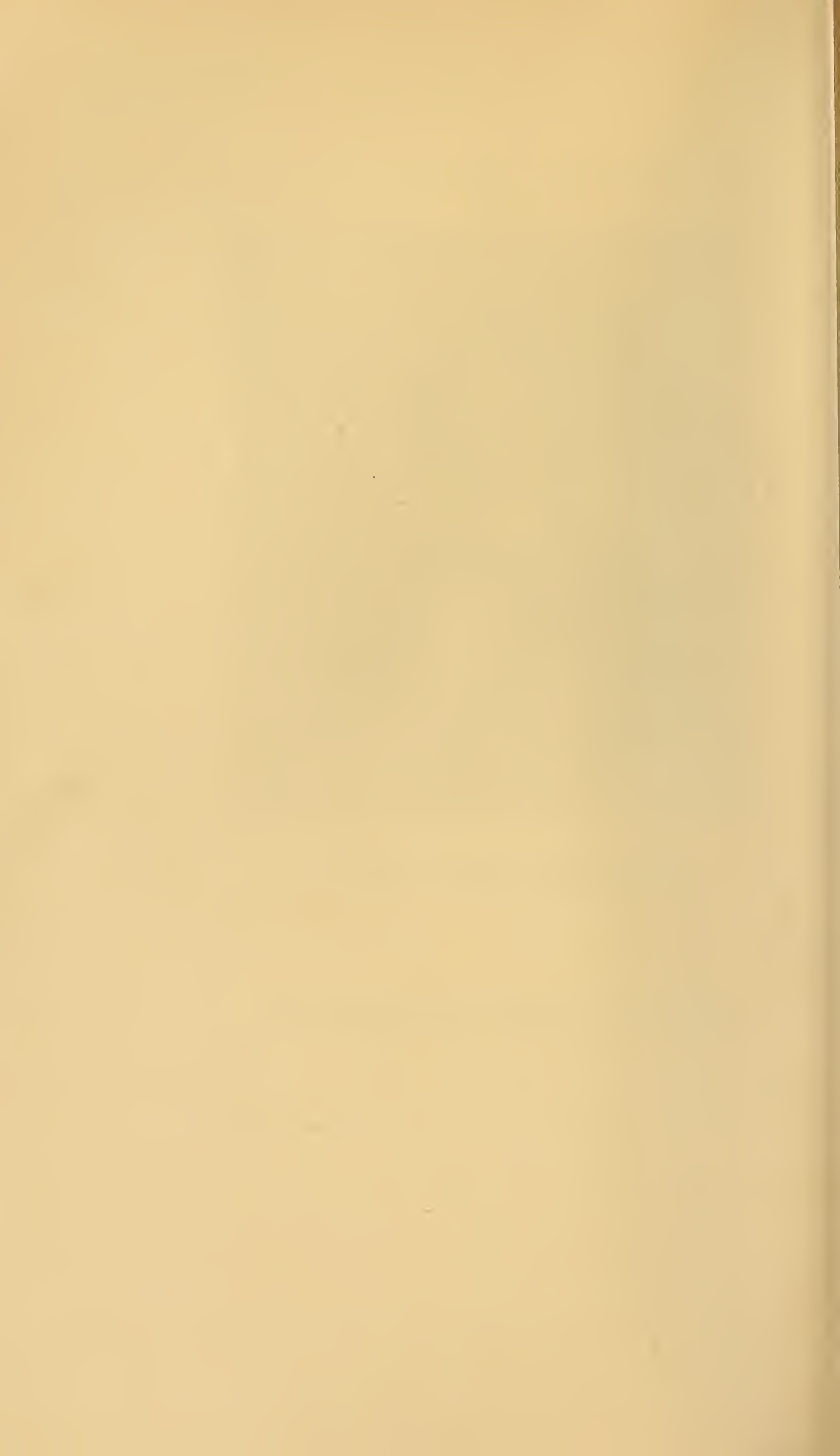
Sommeraufenthalt in Gross-Graupe bei Pirna schrieb und das, vom 29. Juli 1846 datiert, also lautet: „Glimmt für die Kunst in Ihnen eine echte, reine Glut, so wird die schöne Flamme Ihnen sicher einst entbrennen; das Wissen aber ist es, was diese Glut zur kräftigen Flamme nährt und läutert.“ Wahrlich, niemand hat in dem sechzehnjährigen Jüngling, trotz so verschwindend geringer vorhergegangener persönlicher Bekanntschaft, das ureigenste Wesen desselben so scharf und genau erkannt als Richard Wagner mit diesem Wort. Das Wissen Bülows wurde dessen allbezwingende Macht, die ihn über alle musikalischen Geister unserer Zeit hinaushob und für die in den an musikalischen Bildungs- und Erzie-

hungsfermenten so überaus reichen Dresdner und Leipziger Jugendjahren der felsenfeste Grund gelegt worden war.



Jugendbildnis Hans von Bülows
Nach der Natur gezeichnet v. Stein

Vorlage (Lith. v. C. Fischer) aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.



4.

In Stuttgart.

(1846—1848).

Mit schwerem Herzen hatten Frau von Bülow und Hans von Dresden Abschied genommen. Sie verliess einen lieb gewordenen geselligen Kreis und Hans — ganz abgesehen von Richard Wagner — seine liebsten Freunde, die beiden jungen Ritter. Die Familie ging zunächst zum Sommeraufenthalt nach Bingen und kam etwa im September in Stuttgart an, wo sie Alleestrasse 22 im Hause des Malers Stirnbrand das Parterre bewohnten*). Ein geselliger

*) Das Haus ist gegenwärtig vollständig umgebaut.

Verkehr, für die Bülowsche Familie Lebensfrage und Lebensbedürfnis, war dank den zahlreichen Beziehungen Eduard von Bülows bald gefunden. Aus der literarischen Welt sahen sie den Dichter Gustav Schwab, den Direktor des Gymnasiums, das Hans besuchte, Wilhelm Hauff, die beiden Pfizer, von denen der ältere Paul Achatius*), nachdem er längere Zeit (1831 bis 1836) Führer der süddeutschen Opposition gewesen und für ein geeinigtes Deutschland unter Preussens Führung eingetreten war, 1848 württembergischer Kultusminister wurde, der jüngere, Gustav, der Lyriker, Gymnasialprofessor und Hansens Lehrer im Griechischen war;

---

*) Verf. des „Briefwechsel zweier Deutschen", 1831.

schliesslich Wolfgang Menzel, den leidenschaftlichen Gegner „Jung Deutschlands“ und Herausgeber des „Literaturblattes“. Weiteren Verkehr unterhielt man mit den Familien des Intendanten Freiherrn von Gall und des österreichischen Freiherrn von Thun; insbesondere war Hans mit den Töchtern aus beiden Häusern sehr befreundet. Nicht minder verkehrte Hans viel und gern im Hause des als Komponist wie als Violinspieler hoch angesehenen Bernhard Molique, der von 1826—49 Musikdirektor in Stuttgart war und in Cannstadt 1869 starb. Ebenso bedarf es noch der Erwähnung, dass Hans hier ein weiteres Freundschaftsband für das ganze Leben mit Joachim Raff knüpfte, der in aller Stille und

von wenigen nur gekannt, damals seine Oper Alfred komponierte, deren allmähliches Entstehen Bülow bewundernd sah. In allen folgenden Zeiten, in guten und noch mehr in schlimmen Tagen, bewahrte Raff ihm die Herzensfreundschaft; ebenso ist Hans in Wort und Tat auf das nachdrücklichste für seinen Freund eingetreten und hat dessen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigste und treueste geehrt, für Witwe und Tochter sorgend. Schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Raff war Bülow für dessen Kompositionen besonders eingenommen, und Raffs soeben vollendete Klavier-Phantasie über Themen aus Kückens Oper: „Der Prätendent" war trotz des reichen Repertoires das erste

und einzige Stück, das Bülow bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im fünften Abonnementskonzerte zum Besten des Witwen- und Waisenfonds der königlichen Hofkapelle, am 1. Januar 1848, zu Gehör brachte. Wie oft hat er im späteren Leben diesem seinem Freunde ähnliche Liebesdienste geleistet! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte, am 14. März 1848, spielte der junge Bülow, und zwar das D-moll-Konzert von Mendelssohn, zum ersten Mal also mit Orchester-Begleitung, gerade vier Wochen vor seinem Abiturienten-Examen, das ihm allerdings bei seinen enormen Fähigkeiten nicht besondere Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint. War er doch von jeher ein ausserordentlich begabter Schüler, dem alles leicht fiel

und der für seine Vorbereitungen die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbesondere hatte Hans Vorliebe für Römische Geschichte und Literatur*), dagegen war ihm die rein grammatikalische Auslegung der Odyssee, seitens seines Lehrers Rülps, ein Greuel. Er pflegte unterdessen Kubikwurzeln auszuziehen und sich für Geographie zu präparieren — ein früher Beweis seiner „Polypragmasia", vor der ihn denn auch sein Lehrer, der ihn einst dabei ertappte, ernstlich warnt. Mit dem Auge eines ebenso umsichtigen, würdigen Schulmannes, als treuen Freundes des elterlichen Hauses wachte Gustav Schwab über die Fortschritte des jungen Primaners. In dem ausführlichen Bericht,

*) BBr. IV, 373.

den er über Fleiss und Leistungen an Hansens Mutter am Tage nach dem zweiten Stuttgarter Debut als Klavierspieler absendet, wird ihm allseitig Lob gespendet; nur bemerkte Dr. Teufel, sein Lehrer im Deutschen, dass seine Aufsätze ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfresserische übergehen, was aber der Jugend zugute zu halten sei. Aber alle Lehrer waren einstimmig der Meinung, dass er das Examen leicht bestehen würde. Diesen Erfolg meldet dann auch sechs Wochen später der würdige Gustav Schwab dem Vater in folgendem Schreiben:

„Innigstverehrter Freund!

Mit herzlicher Freude benachrichtige ich Sie von der Aufnahme Ihres lieben

Hans unter die für das akademische Studium befähigten, und zwar nach einem ganz günstigen Examen .....
18. April, abends 6 Uhr.

Verehrungsvoll
der Ihrige, G. Schwab."

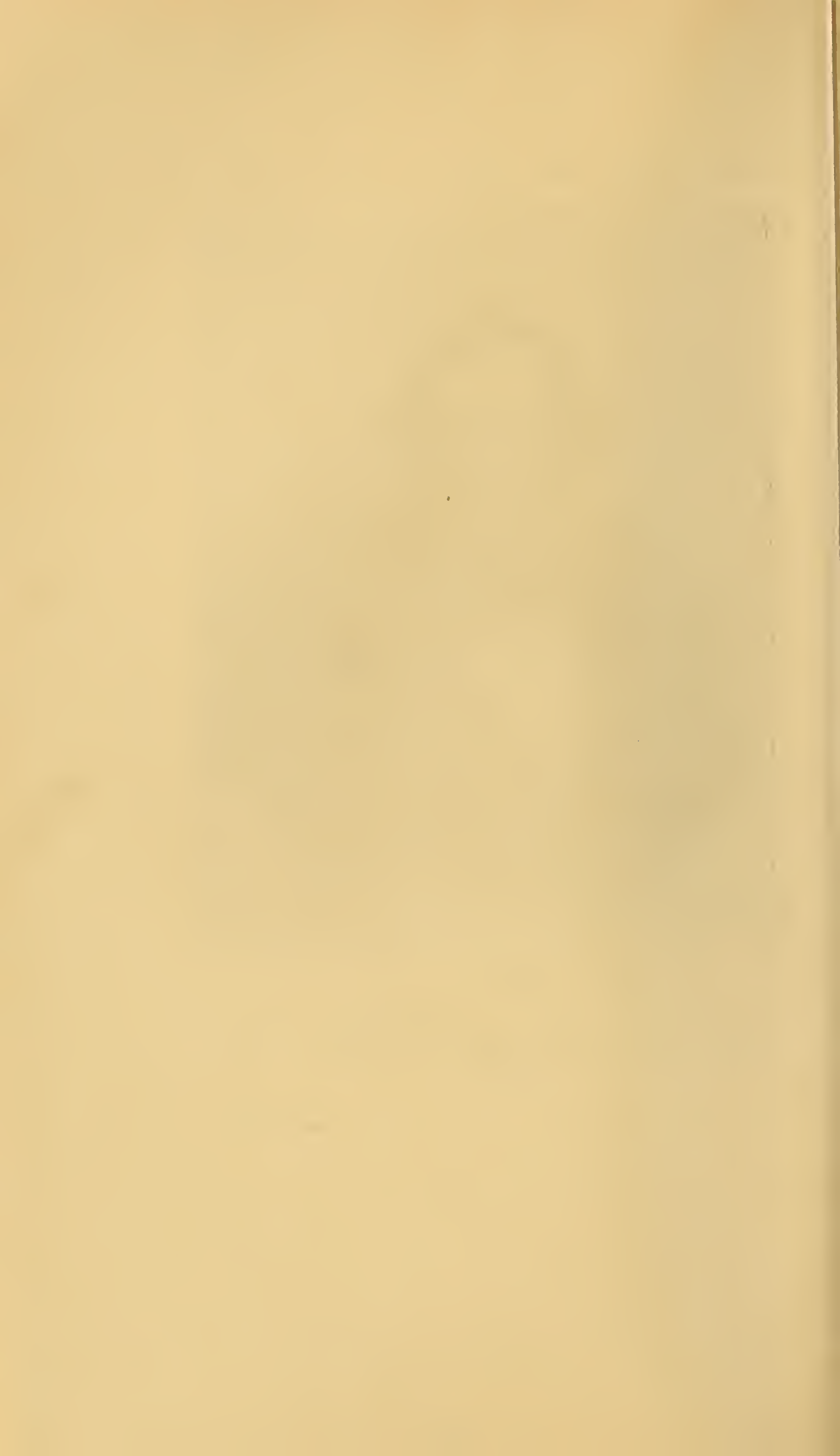
Und einen Monat später schrieb ihm dieser als Dichter wie als Pädagoge ganz ausgezeichnete Mann die treffenden Denkworte ins Stammbuch:

„Wem Gott sich in der Kunst geoffenbart
Mit seiner heil'gen Schöpfergegenwart,
Wird weder Knecht vom Fleisch noch vom Begriff,
Und scheitert nicht an dem noch jenem Riff."

Nächst Wagner hatte dieser treffliche Mann Bülows innerstes Wesen am besten erkannt. Wie phrasenhaft hohl und diesem Jüngling gegenüber gänz-



B. Molique



lich ungeeignet waren hiergegen Tiecks hinkende Stammbuchverse:

„Wann Glucks erhabenes Lied Dir winkt,
Und Mozarts Dithyrambus klingt,
Wann Händel, Bach, die grossen Meister,
Aussenden des Gesangs tiefsinn'ge Geister,
Wann Leo, Marcell, Palaestrina mächtig schreiten,
Prophetisch kündigen den Sang der Ewigkeiten —
Dann habe Mut den neusten Lärm zu ignoriren
Und Dich bescheiden jenen Herrn zu präsentiren."

Das banale Gereime Tiecks ist an poetischem Wert und Gedankengehalt nur mit den bekannten Zuckerbäckerversen zu vergleichen. Um so kräftiger und kerniger klingt Gustav Pfizers Spruch:

„Ob auch im Sturm das Schiff zusammenbricht,
Der Kompass bleibt der Ehre in der Pflicht."

In der Tat ein sinniges und wahres

Wort im Hinblick auf die sturmbewegte Lebensfahrt, die dem nunmehr geistig mündig gewordenen Hans bevorstand.

Ehe wir ihn auf diese seine spätere Lebensbahn begleiten, müssen wir noch einen kurzen Rückblick auf die beiden Stuttgarter Jahre werfen, auf sein glückliches musikalisches Wachsen und Gedeihen, wie auf das weniger glückliche Familienleben im Elternhause, zumal in dem Berichte der jüngeren Tochter des schon oben genannten Musikers Molique eine vortreffliche Quelle vorliegt. Sie schildert zunächst das Äussere des jugendlichen Helden gar anziehend: „Hans von Bülow war schon damals, als Gymnasiast, von äusserst geistreichem Aussehen und lebhaftem Mienenspiel. Ein brünettes Gesicht,

feine tadellose Manieren, ritterlich edel im vollsten Sinne des Wortes. Er musizierte viel mit meiner älteren Schwester Karoline; wenn er mit meinem Vater sprach und dieser ihm dies oder jenes über Musik erklärte, da konnte man die rasche Auffassung, das blitzschnelle Verständnis, die wechselnden Empfindungen von seinem Gesicht förmlich ablesen." Für Karoline Molique komponierte Hans übrigens ein äusserst charakteristisches, interessantes kleines Tonstück, das er ihr in ihr Künstleralbum schrieb. Ein anderes Mal brachte er ihr ein Lied, das er eben komponiert hatte: „Klinge, kleines Frühlingslied —!" „Wenn Bülow am Flügel sass, da merkte man wohl, dass ein junger Meister das Instrument beherrschte. Sein feuriger,

edler Vortrag, sein kraftvolles und doch wieder so wunderbar zart und fein nuanciertes Klavierspiel war besonders für meine älteste Schwester eine Freude. Er, für den die Mutter die diplomatische Laufbahn im Sinne hatte, war eigentlich schon damals von ganzer Seele Musiker". Den deutlichsten Beweis hierfür geben seine Briefe, die ausnahmslos, selbst die Briefe über seine Rheinreise mit dem Vater, die musikalischen Erlebnisse und Bekanntschaften in den Vordergrund stellen. Das allgemeine musikalische Leben in Stuttgart, so urteilt er, ist noch übler als in Dresden: „Mozart, Beethoven, Weber dürfen nur in Abwesenheit des Königs aufgeführt werden". Über Moliques Sonaten, sein „Neues Trio"

äussert er sich in begeisterten Ausdrücken; von den Stuttgarter Pianisten interessiert ihn Wilhelm Krügers*) feines und delikates Spiel in eigenen Kompositionen à la Chopin und „echten" Chopins. Von Lisztschen Kompositionen (Hans spielte damals die Sonnambula-Phantasie) riet dieser ihm ab: man habe wenig Nutzen davon und gewöhne sich das „Schlagen" an. Auch als Klavierlehrer betätigte er sich bereits mit 17 Jahren; ein Fräulein Scheuten war seine erste Schülerin; „freilich ärgere ich mich noch sehr viel (bei den Stunden), aber so viel als möglich innerlich — man muss seine

---

*) Lehrer am Stuttgarter Konservatorium, † 1883.

Affekte*) aufsparen, denke ich". Mit den Dresdner Ritters, mit Carl wie Sascha (Alexander), stand er in freundlichstem Verkehr; Hans hatte Carl neue Kompositionen von sich geschickt, die letzterer Richard Wagner zur Beurteilung übergeben hatte. Welche Freude für ihn, als er von Ritter ein Paket mit Kompositionen Ritters, darunter eine Bülow gewidmete Sonate, erhielt, denen ein Brief Wagners beigeschlossen war. Dieser schrieb: „Ihre Arbeiten, lieber Herr von Bülow, haben mir viele Freude gemacht; ich wollte sie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben, ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich

*) In den BBr. ist „Effekte" gedruckt.

noch genug Kritik erfahren, und ich fühle mich um so weniger geneigt, Schwächen und Dinge, die mir nicht gefallen haben, aufzuzählen, als ich aus allem Übrigen ersehe, dass Sie schon bald vollkommen im Stande sein werden, Ihre früheren Versuche selbst zu kritisieren. Fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen!" Und der Mutter vertraute er noch an, was Ritter ihm geschrieben, dass Wagner, der gerade Besuch hatte, leise zu Ritter, auf Bülows Arbeiten deutend, gesagt habe: „ein unverkennbares Talent". Das Theater in Stuttgart „war schlecht"*) und bot deshalb wenig An-

*) Hofopernkapellmeister in Stuttgart war damals (bereits seit 1819) P. J. von Lindpaintner. Bülow, der bald mit ihm bekannt

regung. Abgesehen davon, dass er zweimal als Klavierspieler vor die Öffentlichkeit trat, war sein Wirken in dieser Zeit auf kleine Kreise beschränkt, im übrigen trat an dessen Stelle ein Aufnehmen kleiner Eindrücke ohne die nötige ernste künstlerische Sammlung im Grossen, ein Suchen ohne ein recht lohnendes Finden, ein Streben noch ohne ein klar erkanntes Ziel, ein Erglühen und Sichbegeistern, ohne das Ideal klar zu erkennen, das seinem

---

wurde, wollte auch Raffs Bekanntschaft mit L. vermitteln. Wo Bülow L.s in seinen Stuttgarter Briefen Erwähnung tut, klingt fast immer ein leiser Ton der Ironie hindurch, der wohl in dem veralteten musikalischen Geschmack des Hofkapellmeisters seinen Grund haben mochte. Ein Lied von ihm: „Des Judenmädchens Klage" wurde in Bülows erstem Konzerte (am 1. Januar 1848) gesungen.





Innersten den festen Kern, seiner unablässigen, emsigen Arbeit den gebührenden Erfolg und so seinem Leben den rechten Mittelpunkt geben konnte. Aus diesem Tasten aber herauszukommen, dazu fehlte noch der grosse Entschluss; er gehörte äusserlich und innerlich mit Kopf und Herz noch zu eng dem Familienkreise an, der, obwohl im inneren Zusammenhange schon schwer erschüttert, in ihm, als dem Liebling des Vaters, eigentlich den idealen Mittelpunkt hatte. Über das Leben in diesem Familienkreise geben seine Briefe Auskunft: über die harmlosen geselligen Freuden, Hansens unverwüstliche Heiterkeit*), seinen Humor, seine schauspiele-

---

*) Vgl. die Geschichte mit der Bohnentorte BBr. I, S. 50.

rischen Talente, sein edles, ritterliches Wesen, seine Wohlerzogenheit, sein Interesse für des Vaters literarischen Arbeiten, seine Sorge um die damals schon schwächliche Gesundheit der Mutter und der Schwester, und über seine Reitstunden. Bei diesen stiess ihm einmal, im August 1847, ein kleiner Unfall zu, so dass sie kurze Zeit ausgesetzt werden mussten; es ist charakteristisch, dass er sie sobald als möglich wieder aufnehmen will, „da man hier unter meinen Kameraden sich schon aufhält darüber, dass ich wegen eines Unfalls die ganze Beschäftigung aufgegeben habe. Solche Gerüchte und Reden muss ich nun natürlich glänzend niederschlagen“. Wie die Berechnung der Reisekosten in den Reisebriefen an seine

Mutter*) beweist, war Hans von rührender Sparsamkeit und Genauigkeit. Er kannte offenbar die in materieller Beziehung nicht günstigen und bei dem unsteten Reiseleben seines Vaters schwer zu regelnden Verhältnisse seines Elternhauses. Dazu kamen noch Krankheiten des Vaters, der Mutter, wie der Schwester; auch politische Meinungsverschiedenheiten zwischen dem für Freiheit begeisterten Manne und der konservativ erzogenen Frau; genug, so viel häusliche Sorgen, Aufregungen und Störungen des ehelichen Friedens, dass sie im Verlaufe des Jahres 1848 eine Scheidung vorbereiteten, die dann tatsächlich 1849 erfolgte. Die Mutter und Schwester zogen, nachdem Anfang April schon diese

*) BBr. I, 56 f.

Übersiedelung beschlossen war, im Herbst des Jahres 1848 nach Dresden zurück, während der Vater nach Berlin ging, wo er als Korrespondent der Leipziger Zeitung eine Beschäftigung fand. Hans aber hatte bereits im April 1848 die Universität Leipzig bezogen.

5.

Die akademischen Studienjahre in Leipzig.

(1848—49).

Die französische Februar-Revolution hatte ihre Schatten auf Deutschland geworfen, nicht aber in dem Sinne, als hätte sie zur Folge gehabt, dass man auch aus ganz Deutschland eine Republik hätte machen wollen. Ein Ganz-Deutschland gab es ja überhaupt nur als geographischen Begriff. Nur dunkel ahnte man eine Idee, auf die sich die allgemeine Bewegung und Unruhe der Geister konzentrieren könnte, das Ziel selbst aber war noch unklar. Den einen gut und ideal Gesinnten, den Na-

tionalen, war es ein einiges Deutschland mit einem Kaiser als Repräsentanten des inneren Zusammenhangs der deutschen Staaten, denen durchweg eine konstitutionelle, mit Freiheiten und Privilegien des Volkes reichlich ausgestattete Regierungsform zu geben sei; den anderen schien dies Ziel zu gering, sie verlangten durchgreifende soziale Reformen. Wieweit diese gehen, wo sie anfangen, wo sie aufhören sollten, darüber zerbrach man sich schliesslich zweck- und ziellos die Köpfe. In Sachsen insbesondere war die Erregung, entsprechend dem Typus der Bevölkerung, namentlich Leipzigs und Dresdens, eine aussergewöhnlich lebhafte. Dort hatte Robert Blum bereits 1846 durch sein politisches Taschenbuch „Vorwärts“ und

seine Reden eine demokratische Bewegung hervorgerufen, aber dieselbe durch Vermengung mit den damaligen deutschkatholischen Bestrebungen ihres ursprünglichen politisch-radikalen Stachels beraubt. Aber den Dresdnern von 1848 erschien dennoch jedes mehr oder minder demokratisch gefärbte Ereignis in tausendfach vergrösserter Schrecklichkeit, und harmlose Vorgänge verwandelten sich in ihrer Phantasie in von Schauern des Entsetzens begleitete Katastrophen*), und die Furcht vor schweren politischen und sozialen Erschütterungen spukte in allen Köpfen. In die völlige Unklarheit der Geister

---

*) Vgl. Alexander Bucher, Aus Dresdens Maitagen vor 50 Jahren. Jugend-Erinnerungen. Dresden 1899.

hatten freilich die Mannheimer Volksversammlungen zunächst insofern etwas Licht und Ordnung gebracht, als durch sie ein reales, politisches Ziel in Gestalt freiheitlicher Forderungen: Nationalvertretung, Pressfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung u. dgl. aufgestellt worden war. München, Wien und Berlin antworteten mit ähnlichen, zum Teil auch noch weiter gehenden Forderungen, Leipzig und zahlreiche andere sächsische Städte sandten Deputationen an Friedrich August II. mit gleichen Bitten, die denn auch vor dem Throne Erhörung fanden. Ein liberales Ministerium, vom Könige am 16. März 1848 berufen, führte im Einvernehmen mit dem stark demokratisch gefärbten Landtage ein neues Wahl-

gesetz mit allgemeinem Wahlrecht ein, trennte Justiz von Verwaltung, hob die Beschränkungen der Presse und das Zensurgesetz auf und gewährte ein weitausgedehntes Vereins- und Versammlungsrecht. Darüber war in den Märztagen dieses Jahres grosser Jubel in Dresden und allenthalben in Sachsen. Nur würdige konservative Patrizier vom Schlage eines G. Chr. Frege, des Onkels unseres Hans, waren voller Sorge über solche Konzessionen und sprachen von „hoffentlich nicht mehr erleben"*). Nun wurde ausserdem am 18. Mai die National-Versammlung in Frankfurt a. M. eröffnet, deren mit Spannung verfolgte Verhandlungen überall, namentlich aber in den politischen Vereinen in Sach-

*) BBr. I, 94.

sen, Stoff zu Agitationen boten. Zunächst den „Deutschen Vereinen“, die auf konstitutionell monarchischer Basis die nationale Einigung Deutschlands unter einem „Kaiser“ durchsetzen wollten; sodann den mehr oder weniger republikanisch gesinnten „Vaterlandsvereinen“, deren oberster Grundsatz lautete: „Der verfassungsmässig ausgesprochene Wille des Volkes ist das höchste Gesetz“, ein Grundsatz, der bei der relativen Dehnbarkeit der Begriffe „Volk“ und „Verfassung“ unter den Mitgliedern dieser Vereine die unterschiedlichsten politischen Schattierungen hervorbrachte, vom gemässigten Republikaner angefangen, der, wie Wagner in seiner politischen Rede „Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem König-

tume gegenüber?"*), zwar die Herren von Wein und Braten beseitigt, die Volkswehr statt des mobilen Heeres eingeführt, aber dennoch den König an die Spitze dieses zukünftlerischen Staatswesen gestellt wissen wollte, bis zum Vertreter der „Propaganda der Tat", der, wie Bakunin, am liebsten alles in Brand und Rauch aufgehen gesehen hätte. Blieben noch die Arbeiter-Vereine, die dem agitatorischen Demagogen anhingen, der mit dem Köder der Rede am verlockendsten auf sie einzuwirken vermochte. Dass Wagner in den Strom dieser Bewegung gezogen wurde, ging nicht aus revolutionärer Naturanlage oder angenommenem Revolutions-Eifer hervor, es war die unausbleibliche Rück-

---

*) Abgedruckt bei Glasenapp II, 458—463.

wirkung seiner damaligen trostlosen Künstlerexistenz in Dresden. Das geringe Interesse, welches man im Laufe des Jahres 1848 seinen ersten drei Opernschöpfungen, Rienzi, Holländer, Tannhäuser, entgegenbrachte — sie waren nahezu ganz vom Repertoire abgesetzt —, die Zurückweisung der zur Aufführung angebotenen, soeben (31. März) vollendeten Lohengrin-Partitur, dieses für die damalige Zeit einzig dastehenden und nur von Wagner selbst übertroffenen Meisterwerkes, die vergeblichen Versuche, die Verhältnisse an der Dresdner Oper zu reformieren, die daraus hervorgehenden Verstimmungen und Differenzen mit dem Intendanten, die Hetzereien der musikalischen Kritik Dresdens und Leipzigs, denen sich kri-

tische Misserfolge seiner Werke auswärts, namentlich in Berlin, zugesellten: das alles hatte ihm zunächst eine „Revolution in der Kunst“ — in weiterer Folge aber auch eine Revolution in den Staatszuständen als unerlässlich erscheinen lassen und ihn so in die Arme der republikanischen Vaterlandsvereinler gemässigter Observanz getrieben. Ein Erguss dieser Gesinnung war jene genannte Flugschrift, deren Hauptgedankengang er am Tage nach ihrem Erscheinen*), am 15. Juni, in einem improvisierten Vortrag unter allseitiger tiefer Bewegung und rauschendem Beifalle wiederholte. Trotzdem wurde in mehreren Dresdner Lokalblättern Wagners Rede mit Hohn

*) Als Beilage des Dresdener Anzeigers vom 14. Juni.

und Spott übergossen und durch erbärmliche Reime, deren Art auf Gutzkow als Urheber weist, ins Lächerliche gezogen*). Selbst bis in die königliche Kapelle trug man die Hetzereien und veranlasste dadurch einzelne Mitglieder, durch eine Deputation um Wagners Enthebung vom Kapellmeister-Posten zu ersuchen, ein Ansinnen, das Lüttichau allerdings energisch zurückwies. Inzwischen spitzten sich die politischen Ereignisse zu einer Katastrophe zu. Im badischen Oberlande war der revolutionäre Versuch Struves unterdrückt, und in Berlin, namentlich aber in Wien, war im November ein gleiches mit „grosser Energie" geschehen. Robert Blum hatte sein revolutionäres Beginnen in Wien mit

*) S. Glasenapp II, 1, 237a.

dem Tode sühnen müssen. Darüber gab es in Dresden grosse Trauer. Alles vereinte sich, dem „gemordeten“ braven Leipziger Verlagsbuchhändler eine würdige Trauerfeier zu veranstalten; sogar das Militär nahm daran teil. Mit verdoppeltem Eifer sorgten nun die Demagogen dafür, dass Volkswehren ausgebildet, überall Kommunalgarden eingerichtet und selbst in den entlegensten Gebirgsdörfern exerziert wurde. Die Abkommandierung eines starken sächsischen Heereskontingentes von 6000 Mann zur Bundesexekution in die Thüringischen Staaten und ebensoviel zum Schutze des von den Dänen bedrängten Schleswig-Holstein gab einen politisch ganz harmlos aussehenden Vorwand hierzu. Die Regierung und

der König sahen diesem Beginnen immer noch in sorgloser Ruhe zu, der letztere hielt sogar Paraden über die Kommunalgarden ab, bis endlich die Landtagskammern der Regierung die Steuern verweigerten und vom König die Genehmigung der Frankfurter Reichsverfassung verlangten. Unter dem Eindruck der in anderen Staaten gelungenen Unterdrückung der revolutionären Bestrebungen verweigerte auch Friedrich August II. die Sanktion der Beschlüsse der Nationalversammlung, löste mit Hilfe eines neu berufenen, konservativen Ministeriums am 30. April 1849 die Kammern auf und bewirkte dadurch, im Zusammenhang mit der fluchtähnlichen Abreise der königlichen Familie aus Dresden nach König-

stein die Konstituierung einer provisorischen Regierung und so den Ausbruch des Dresdner Mai-Aufstandes, dessen Opfer, wie bekannt, Wagner wurde. Das ist in kurzem der Gang der Ereignisse, die den historischen Hintergrund bildeten, auf dem sich das erste Studienjahr Hans von Bülows abspielt. Der jugendlich begeisterte Schwärmer für R. Wagner, der politisch bereits vollkommen mündige und selbständig, nur noch um ein gut Teil radikaler denkende Sohn des durchaus auf dem Boden der Vaterlandsvereine mit vorwiegend grossdeutscher Tendenz stehenden Eduard von Bülow, wurde dadurch in eine Reihe von inneren wie äusseren Konflikten gedrängt, die seine ohnehin schon sehr frühzeitige Ent-

wickelung zu einer allseitig selbständigen Individualität, als Künstler wie als Mensch, noch mehr beschleunigen mussten.

Für das altehrwürdige Patrizierhaus der Frege, in das der neue akademische Bürger wie in ein zweites Elternhaus aufgenommen war (er bewohnte das alte liebgewordene Zimmer, das ihn früher während seiner Dresdner Schulferien beherbergt hatte), bedeutete die politische Bewegung der 1848er und 49er Jahre eine detestable Revolution im allerschlimmsten und gefährlichsten Sinne. Bereits die politischen Wirren der 30er Jahre hatten in dem geselligen Leben der Familie eine Änderung insofern hervorgebracht, als der Onkel, ein überzeugter strenger Royalist, sich

den liberalen Bestrebungen und Agitationen vieler seiner Freunde durchaus nicht anschliessen mochte und konnte und sich deshalb „grössere Reserve auferlegte“ *). Beim Ausbruch der Revolution 1848 aber zog er sich, hochgeachtet von Freund und Feind, gänzlich von der Öffentlichkeit zurück und lebte nur noch seinen botanischen **) und kunstgeschichtlichen Studien, die er von jeher neben seiner kaufmännischen Tätigkeit gepflegt hatte. Tante Henriette, seine Frau, übernahm Mutterstelle bei Hans. Von Haus aus eine

---

*) Dies und das folgende nach brieflichen Mitteilungen des jüngern Frege-Weltzien auf Abtnaundorf bei Leipzig.

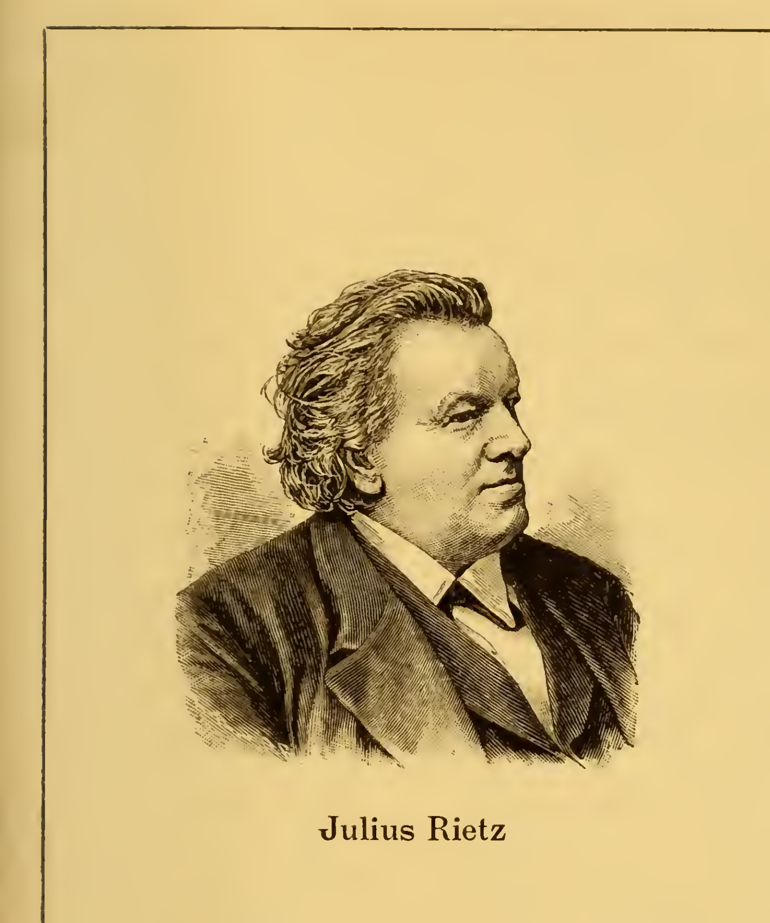
**) Er besass grosse, berühmte Treibhäuser.

Frau, die in weiblicher, liebevoller Sorge um ihre Pflegebefohlenen sich nicht genug tun konnte und die in dem mitunter übertriebenen Gefühle ihrer Verantwortlichkeit für den Neffen hier und da vor lauter Güte die naturgemässen Grenzen etwas überschritt, wollte sie gewiss nur das Allerbeste für ihn, ohne freilich sich recht darüber klar zu sein, dass ein so ungewöhnlich gearteter Charakter auch eine von der gewöhnlichen Norm abweichende Behandlung verlangte. Mit der beabsichtigten Erziehung des etwas exzentrisch beanlagten Hans war freilich nichts Rechtes mehr zu erreichen; dazu war das vordem biegsame junge Holz nunmehr viel zu sehr erstarkt. Woldemar, ihr Sohn, juristischer Professor an der Leipziger

Universität und mit der in Leipzig allgemein gefeierten Sängerin Livia Gerhard verheiratet, war eine für Poesie und Musik hochbegeisterte edle Persönlichkeit, dessen Haus, ganz ebenso wie das seines Vaters, ein Sammelplatz aller hervorragenden Geister, insbesondere der Musiker, wurde. Der glänzendste Stern jenes Kreises war freilich sieben Monate vorher, ehe Hans in das Haus einzog, erblichen; durch Mendelssohns frühzeitigen Tod am 4. November 1847, der auch auf Hans einen schmerzlichen Eindruck gemacht hatte*), war eine unersetzliche Lücke entstanden. Der musikalische Geschmack wie die Begabung Livia Freges für italienischen Kunstgesang wies sie mit Nachdruck

*) BBr. I, S. 49.

auf die exklusiv „klassische“ Richtung, die sich von Händel bis auf Mendelssohn, ihr Ideal, dann aber höchstens noch auf Schumann und Rietz, beides Freunde ihres Hauses, erstreckte. Der „neueren Richtung“, soweit darunter Liszt und Wagner gemeint waren, war sie, wie ihr Gatte, entschieden abhold, und beide liessen diese ihre Abneigung den jungen Mitbewohner ihres Hauses gar bald empfindlich fühlen. Allerdings, das muss zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, kannten sie beide das eigentliche Naturell des jungen Wagnerenthusiasten noch nicht recht; und gänzlich fern lag es ihnen, ihn irgend wie verletzen zu wollen, Seit zwei Jahren hatten sie ihn nicht mehr gesehen; Hansens Wesen war ihnen daher fremd ge-



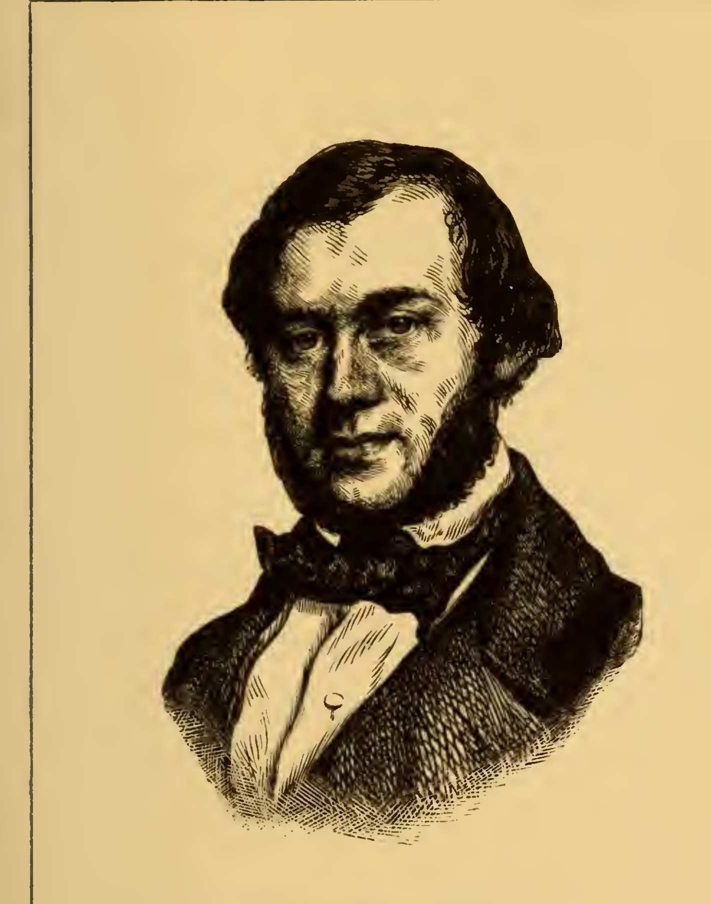
Julius Rietz



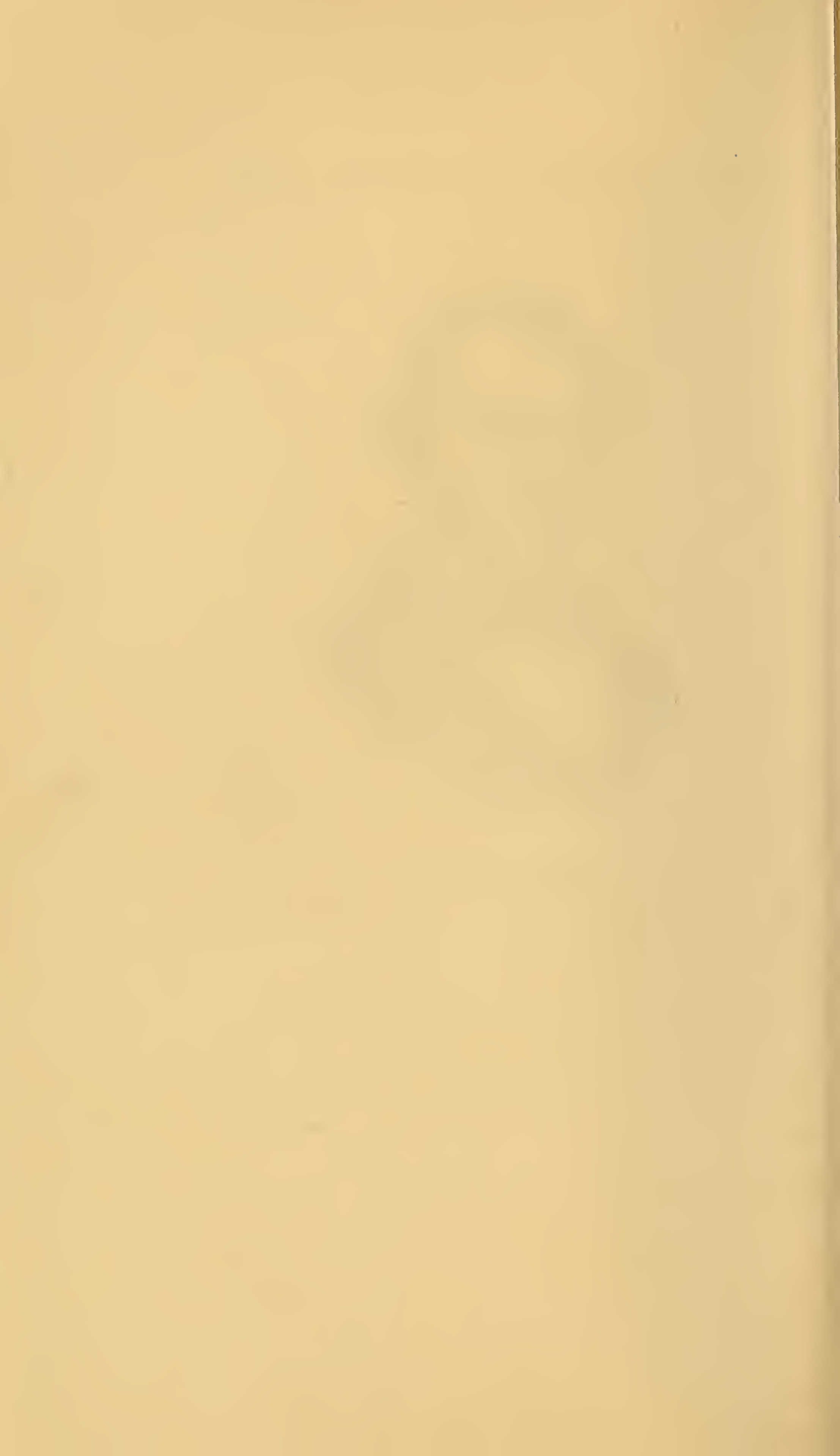
worden, wie das bei seiner aussergewöhnlich schnellen Fortentwickelung nur allzu erklärbar war. Ihrer beider Sohn, das „Arnoldchen“ der Bülow-Briefe*), war bei der Verstimmung, die damals im Hause unter dem Drucke der äusseren politischen Verhältnisse herrschte, der allgemeine Liebling. Sein Misstrauen, das er dem neuen Onkel durch „Scheel-ansehen“ zu erkennen gab, besiegten zunächst kleine Geschenke, ein Hund, Spielsachen, die Hans ihm kaufte. Und auch sonst suchte sich Hans so gefällig wie möglich zu zeigen und im Hause beliebt und nützlich zu machen. Für ein grosses Konzert, das Livia im Verein mit

*) Jetzt fürstlicher Kammerherr von Frege-Weltzien auf Abtnaundorf.

Rietz, David und Moscheles plante, verrichtete er Schreiberdienste, war Woldemar als Famulus mehrfach behilflich, akkompagnierte Livias Gesang, ordnete ihre Musikalien-Bibliothek u. dgl. Vor allem ertrug er geduldig und schweigsam so manches, was ihm zunächst ungewohnt vorkam und lästig war. Er vermisste freilich allerorten die selbständige freie und ungehinderte Bewegung in und ausser dem Hause, an die er gewöhnt war. Bei Freges durfte er auf seinem Zimmer nicht rauchen, auch nicht, wenn Kameraden ihn besuchten; nach $^1/_2$9 Uhr nicht mehr ausgehen aus Furcht vor den politischen Nachtskandalen, die damals in Leipzig an der Tagesordnung waren. Überhaupt hatte er immer den



Ferdinand David



Eindruck, als mache er dies oder das nicht recht. Er bemerkte wohl, dass man an ihm weitere Erziehungsversuche machen wollte, weil man ihn für einen 18jährigen Durchschnittsmenschen hielt, dessen exzentrische Neigung man noch nach althergebrachter Methode zügeln könne. Aber dagegen sträubte sich energisch sein Studentenbewusstsein, das ein rechtschaffenes Mass von Freiheit und Selbständigkeit verlangte. Hier kam er sich oftmals wie ein unmündiger Gymnasiast vor, und das machte ihn missmutig. In Sachen des künstlerischen oder literarischen Geschmacks und gar erst in politischen Fragen würdigte man seine Einwürfe, Bedenken, Ansichten keiner Erwiderung; man schmähte und höhnte Blum, dass

er dem einflussreichen Minister Gagern als Präsidentschaftskandidat im Frankfurter Parlament so traurig unterlegen war, man warf „ehrliche Arbeiter“ mit gemeinem, die Nachtskandale provozierendem Pöbel in einen Topf und schob die Schuld an solchen Unruhen den republikanischen Vaterlandsvereinen in die Schuhe. Derartige Gespräche, bei Tische und anderweitig in der Familie geführt, liessen ihm die Galle überlaufen. Aber er zwang sich gewaltsam zur Ruhe und schwieg, wenn man, seine Frühreife als Unreife deutend, sein ganzes Tun und Lassen unter doppelt liebevolle, sorgsame Obhut auch in den kleinsten und kleinlichsten Dingen nehmen zu müssen glaubte. Nicht einmal ohne Aufsicht baden zu

gehen wurde ihm erlaubt, und dass er seine Haare à la mécontent hatte schneiden lassen, schien ein höchst verdächtiges Symptom, Als er eines Tages in Gemeinschaft mit den nach Leipzig übersiedelten beiden jungen Ritter im Theater war und bei der Vorstellung „Prinz Eugen“ laut applaudiert wurde, wagte er in Gemeinschaft mit seinen Freunden das bekannte Studentenrecht auszuüben und zu zischen. Andererseits hatte das Trifolium in Freytags „Valentine“ demonstrativ applaudiert. Freunde des Fregeschen Hauses hatten dies höchst unpassend gefunden und an Tante Frege, diese wieder an die Mutter berichtet, von der er nun ernste Vorhaltungen und Warnungen vor dummen Streichen bekam.

In musikalischen Dingen stiess er erst recht überall auf Nichtverständnis und Widerspruch. Zunächst beim Vater, dem Mendelssohn vor einigen Jahren ernste Vorstellungen über die künstlerische Richtung seines Sohnes gemacht hatte; dann bei dessen Orakel Tieck, der den Text von Wagners Lohengrin vollkommen verwarf. Hans erwiderte darauf: „Das erregt mir erstens nur das achselzuckende Gefühl „Schuster bleib bei deinem Leisten“ und zweitens das schmerzliche, über die Hartnäckigkeit und Trägheit gegen das Neue, was die Menschen nicht sogleich verstehen und deshalb gering schätzen. Doppelt traurig ist mir das, wenn ich daran denke, dass ich einmal später nicht besser sein werde, in anderer Hinsicht viel-

leicht. Doch ich will weder in Gedanken noch Worten mich über das Urteil (?) dieser Art „ästhetischer Kenner“ ärgern; es ist das nicht wert, und Wagners Heiligkeit bleibt unangetastet.“ Auch die musikalisch so hervorragend beanlagte Mutter verschliesst sich vorläufig ganz dem Verständnis, sogar dem Interesse für Wagner; nicht einmal den Tannhäuser hat sie sich bis dahin angesehen. Und gar erst Livia und Woldemar. „Sie findet den Tannhäuser schlecht oder verrückt“ und „Woldemar fährt in der Regel zum Zimmer hinaus“. Man scheint eben gegen Wagners als revolutionär damals schon verlästerte Persönlichkeit eingenommen zu sein. Und während man hier in Leipzig so schnöde über Wagner denkt,

wird in Dresden der Tannhäuser gegeben. „Was hätte ich gegeben“*), schreibt Hans an die Mutter, „um da anwesend zu sein! Ich wäre zu Fuss hingegangen . . . und wäre, wie Tannhäuser selbst nach Rom, ins Theater gewallfahrtet, um mich auf lange Zeit zu erquicken und zu erheben! — Ich muss oft sagen: ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie Jene (d. h. nicht die Zöllner, sondern die Phärisäer); dass ich im Stande bin, die ganze Heiligkeit und Göttlichkeit der Musik, die dieses Werk zur inneren Anschauung bringt, zu erfassen und die Sendung des Apostels Wagner zu verstehen. Deshalb verachte ich nicht die Feinde Wag-

*) BBr. I, 123.

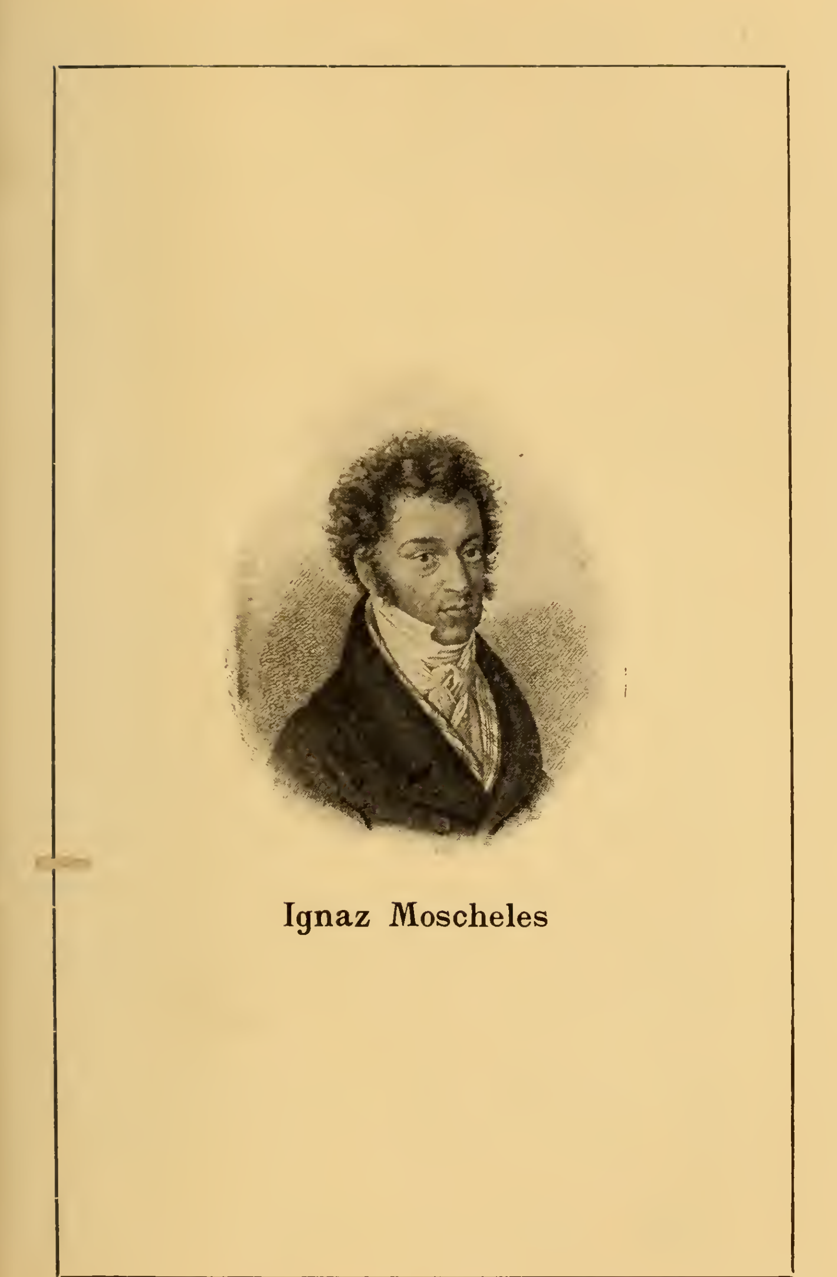
ners, wenn mich ein persönliches Vorurteil gegen sie einnimmt; aber ich bedaure sie, dass sie unfähig sind, sich aus dem Staube zu erheben! Entschuldige diese Episode, die Dich keinesfalls interessieren wird, da Du die Wagnersche Musik nicht kennst; aber ich lasse mich immer durch Deine Aufforderung verleiten, zu schreiben, wie mir ums Herz ist." — Auch den eigenen Lieder-Kompositionen Bülows, die allerdings gar nicht à la Mendelssohn oder Rietz waren, schenkte Livia zunächst nur geringe Beachtung, vermutlich weil sie Wagnersche Richtung aus ihnen heraus las. Einige schöne Gedanken sind drin, sagte sie, aber sonst ist Hans ein „verrücktes Haus", ein Gemisch von Schumann, Chopin, und — (was Hans auf

den Tod kränkte) — Döhler*). Einzig Carl Ritter und Thode**) suchen seine Arbeiten zu verstehen und zu würdigen. Selbst Hansens Klavierspiel findet kein rechtes Gefallen mehr: nicht einmal die F-moll-Phantasie Chopins behagt Livias Geschmack, dafür findet aber auch er nirgends Geschmack an dem, was Livia bevorzugt. Von seinem Freund Raff etwas zu spielen, wagt er gar nicht, Livia findet es schlecht. So fehlt es ihm ganz und gar an anregender Ermunterung zum Klavierspiel, und die Entbehrung dessen, was er als höchstes Lebensbedürfnis empfindet, Anregung zu

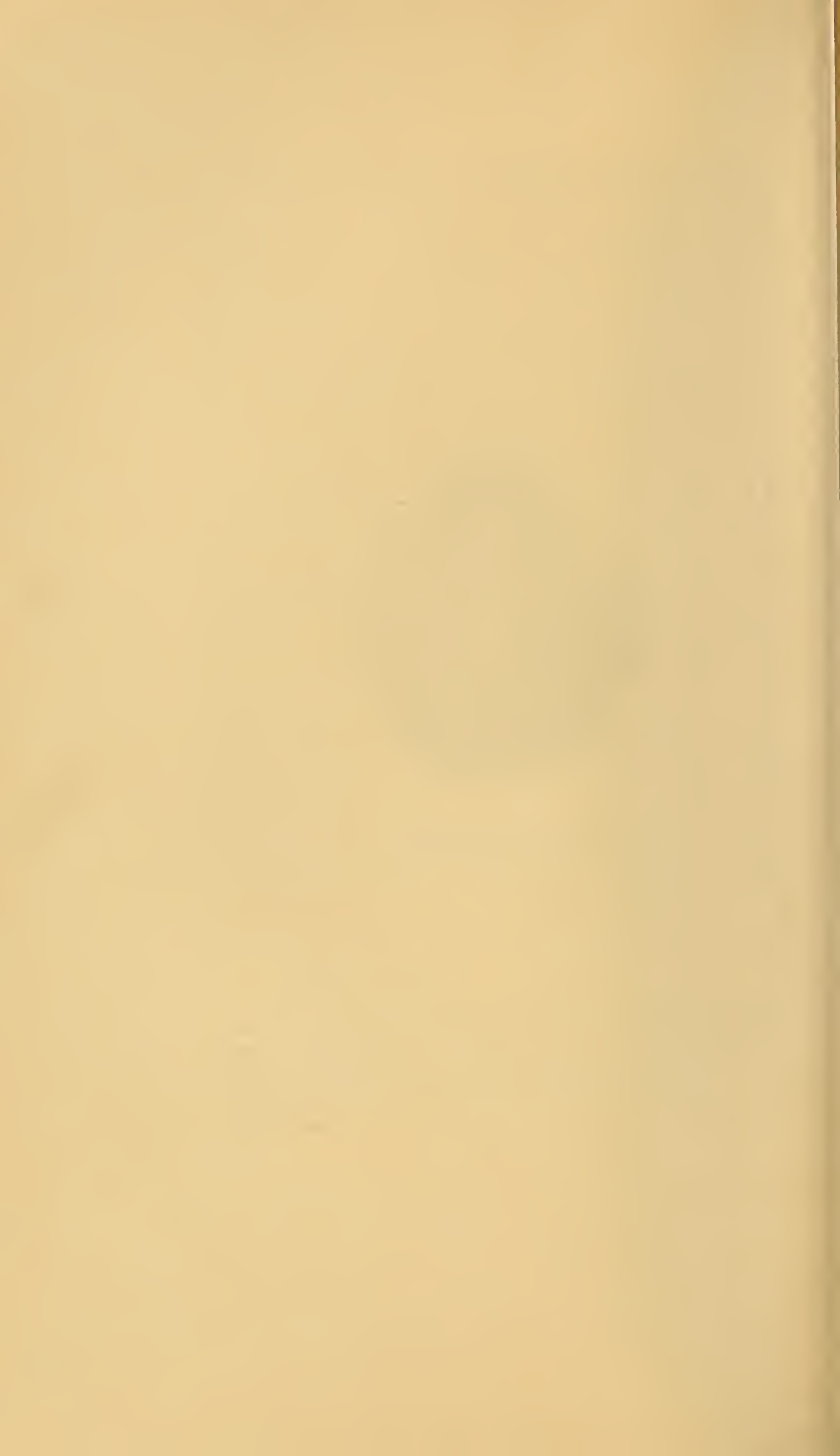
---

*) BBr. I, 105.

**) Damals Hansens treuer Freund, Onkel des Heidelberger Professors und Schwiegersohnes Hans von Bülows, Henry Thode.



Ignaz Moscheles



eigener Betätigung in der Kunst, wird ihm um so schmerzlicher, als er genötigt wird, im geselligen Kreise Kammermusik, von anderen ausgeführt, anzuhören. Auch grössere Konzerte, die er hört, so vor allem das oben erwähnte von Livia zum Besten der notleidenden Arbeiter arrangierte, gewähren nur teilweise Befriedigung. Gades Hochlands-Ouverture behagt ihm, aber die „Neunte“ unter Rietz lässt sich nicht im entferntesten, trotz besserer Besetzung der Solisten in Leipzig, mit der Dresdner Aufführung unter Wagner vergleichen. Und Moscheles, — er spielte ein sehr schönes Rondo von Mendelssohn mit Orchester, sehr zierlich, „aber ich glaube es viel mehr im Geiste des Komponisten gespielt zu haben. Diese

Ungenialität setzte mich wahrhaft in Erstaunen, ich rief aus: merkwürdig! auch Jude und Musiker, und so wenig Verwandtschaft!" Reineckes Mendelssohnspiel, das er bei Livia gehört, findet er in gleicher Weise antimendelssohnisch. Jedoch all diese Konflikte beruhen im letzten Grunde auf gegenseitigem Missverständnis; sie verloren mit der Zeit an Heftigkeit, hörten wohl auch, auf kurze Zeit wenigstens, ganz auf. Das bewirkte vor allem die überlegene Ruhe Woldemars, der wohl als der erste in der Fregeschen Familie Hansens aussergewöhnliche universelle Begabung neben seiner echten musikalischen Künstlerschaft bei näherer und genauerer Bekanntschaft allmählich erkannte und seine unabwendbare Lebens-

bestimmung begriff. Freilich entbrannte der Streit und die Unzufriedenheit aufs neue, als die Reaktion Fortschritte machte, der Onkel über die Niederlagen der „Rebellen“ und die gegen sie angewandten Gewaltmassregeln triumphierte, Hans, dadurch aufgestachelt, nun die Versammlungen des Vaterlandsvereins und den demokratischen Klub besuchte, sich für Wagners bereits genannte „geniale“ Abhandlung über „Republikanische Bestrebungen und das Königtum“, von der ihm Ritter berichtet hatte, auf das lebhafteste interessierte und zugunsten Richard Wagners als Komponisten „Annoncen“, d. h. begeisterte Notizen für die Leipziger Tageszeitungen verfasste. Für eine solche Notiz*) hatte er auf

*) BBr. I, 121.

wirklich sehr unschuldige Weise Privatmitteilungen von Rietz benutzt. „Woldemar war aber sehr böse, weil ich an Rietz' unfehlbares Urteil nicht glauben wollte — die Geschichte war nämlich so: der hiesige Theaterdirektor wollte schon längst den „Holländer" aufführen lassen, und alle Stimmen sind ausgeschrieben. Rietz sagte nun: ich kann zwar nichts Gutes wirken, aber ich will doch Schlechtes verhindern, nämlich die Einstudierung der Oper, — die am Ende hier nicht gefallen möchte." — Indessen „Woldemar scheint seine übelangebrachte Heftigkeit eingesehen zu haben und verdoppelt seine Freundlichkeit in Mienen und Reden". — Über all' solche Missverständnisse kam Hans, wie man sieht, schnell hinweg, — jenes eine

nur machte ihn untröstlich, dass er keine Selbständigkeit erreichen und sich musikalisch nirgends und niemals betätigen konnte. Über die angebliche Freiheit des Studentenlebens spottet er bitter. Da er nicht zu denjenigen gehörte, die die akademische Freiheit als das Recht ansehen, Kollegien zu versäumen, wann man will, so kommt ihm sein Leben unter solchen Umständen mehr wie das einer Musterphilisterei als eines Studenten vor; noch 1849, am 29. Januar, schreibt er an Raff: „Ja, denken Sie sich, ich habe noch nie mit Kommilitonen, sondern stets zu Hause „en famille" geknippen". „Um mich ein wenig für die Beschränkung meiner Freiheit, die mir hier von meinen Verwandten zuteil wird, zu ent-

ädigen, habe ich mich viel mit mündlicher und schriftlicher Wühlerei abgegeben, zu welcher letzteren namentlich in Leipzig sich alle Tage neue Gelegenheit darbietet". Dass damit nicht politische Wühlereien, sondern die harmlose Wagner-Propaganda durch die erwähnten „Annoncen" gemeint ist, liegt auf der Hand. Und so bleiben ihm denn seine Kollegien, die wenigen Besuche, die er erhält, sein Lamartine, dessen „Histoire des Girondins" er mit Enthusiasmus liest, und die Zeitungen die einzigen Lichtblicke in diesem „öden" ersten Studien-Semester. An Kollegien hat er ausschliesslich philosophische, und zwar germanistische bei Haupt, philologische bei Gottfried Hermann, dessen sporenklirrender Tritt, wenn



Moritz Hauptmann

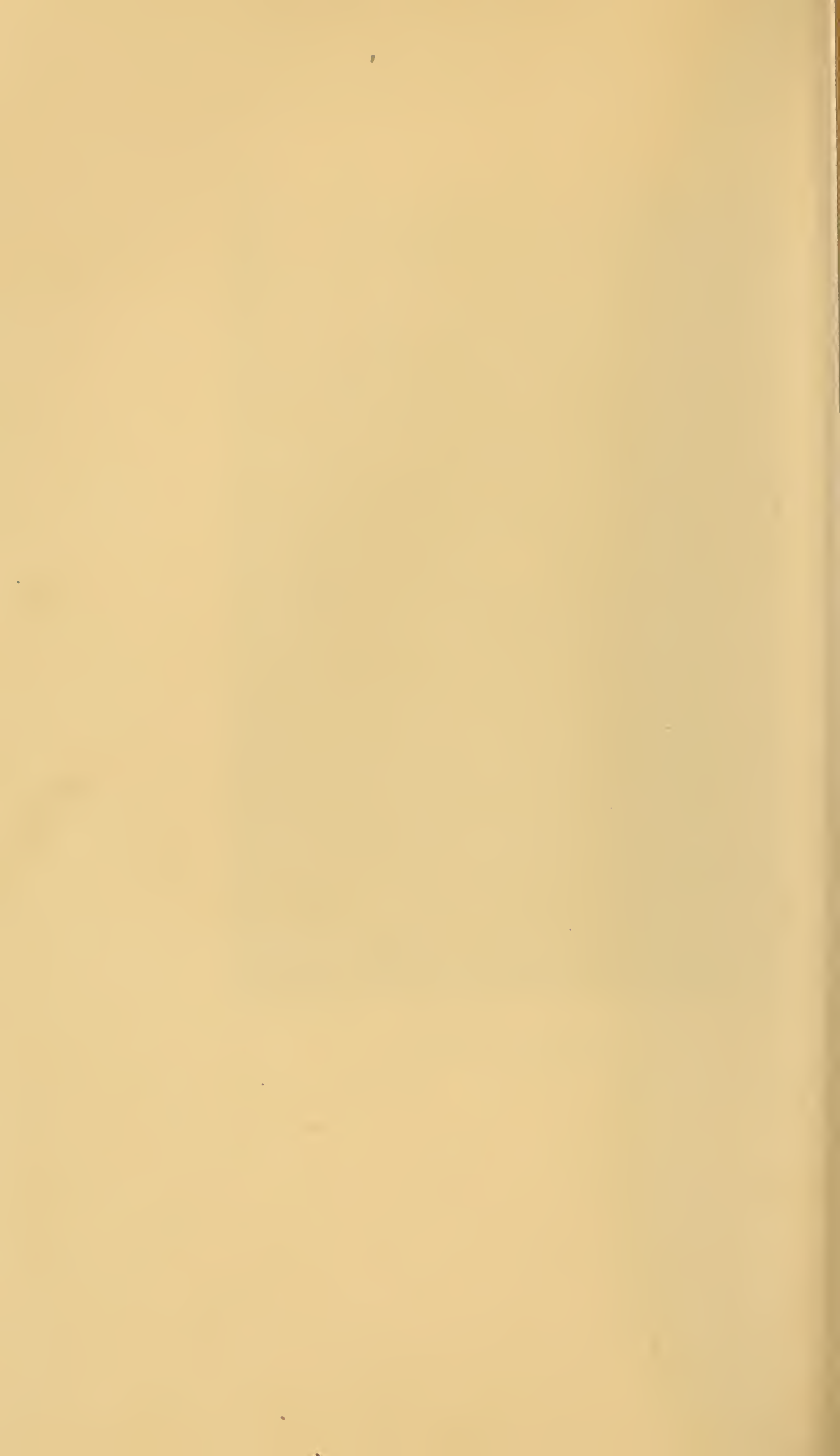
Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.



er in das Auditorium kommt, ihm imponiert, philosophische bei Weisse und Fechner, historische bei Wachsmuth und literarische (Shakespeare) bei Flathe gehört. Nur wenige haben ihm einen bleibenden Eindruck gemacht; er war in der Auswahl den Wünschen seines Vaters gefolgt, um jetzt, nach Ablauf des ersten Semesters, zur Überzeugung zu kommen, dass er für die Philosophie nichts tauge. Im folgenden Semester belegte er daher vorwiegend juristische Kollegien, wobei ihm wiederum die Einmischung seines Vaters in so viele Details seiner Studien arge Verdriesslichkeiten schuf. Hauptmanns Unterricht in der Musiktheorie hatte wegen Krankheit desselben erst spät, im Ok-



Woldemar Bargiel



er musikalische Bekanntschaften, die ihn interessierten*). Zu ihnen, soweit sie von Dauer waren, gehören: Woldemar Bargiel, Clara Schumanns Stiefbruder, Barthold Senff, der Redakteur der „Signale“, Klavierlehrer Ernst Wenzel, Ferdinand David, Franz Brendel, an den ihn ein Billet Robert Schumanns, im Fregeschen Sinne abgefasst,

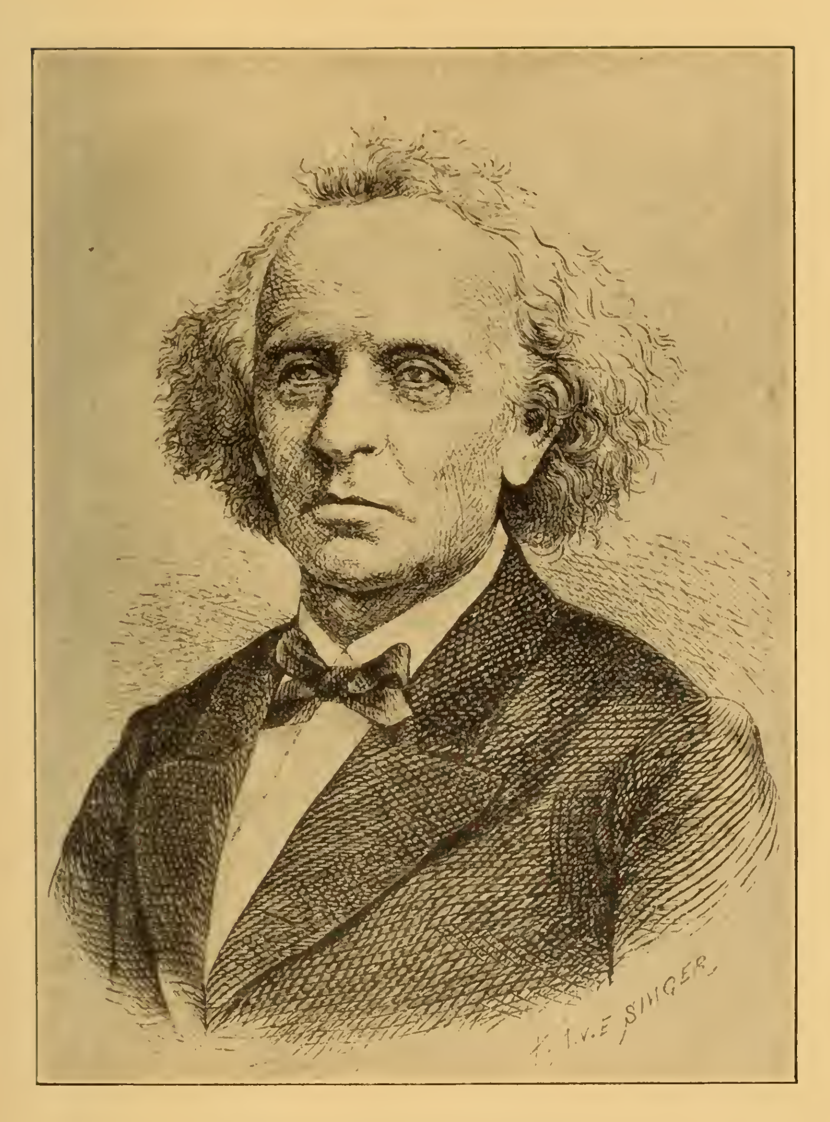
---

*) Eines Tages (im Juli 1848) ging ein Student an ihm vorüber, der eine Wagnersche Melodie, offenbar nicht absichtslos, vor sich hinpfiff. Das gab sofort Veranlassung zur Bekanntschaft. Es war Albert Dietrich, der Wagner persönlich, Bülow dem Namen nach, durch Wagner, kannte, damals bereits Ouvertüren und eine Symphonie komponiert hatte und — aber nur damals — ein ausserordentlicher Verehrer, Vergötterer der Wagnerschen Musik war. Dietrich wurde später der intimste Freund Brahms'.

empfahl*). Vor allem aber zeigen Woldemar und Livia, je mehr sie ihn hören, desto tieferes Gefallen und geben ihm das zu erkennen. Auch das musikalische Leben und die Besuche im Fregeschen Hause sind jetzt mehr nach seinem Geschmack, er lernt Robert Franz aus Halle kennen, „der wundervoll akkompagniert à la Liszt, dem er auch ähnlich sieht“, Clara Schumann fesselt ihn in ihren drei Konzerten mehr denn je, nicht minder die Schröder-Devrient, trotz unangenehmer und im Konzert

---

*) „Lieber Brendel, der junge Mann, der diesen Brief Ihnen überbringt, spielt sehr gut Klavier und ist, sobald man ihn einmal näher kennen gelernt, ganz wohl zu leiden. Er ist Ihnen daher aufs beste empfohlen. Robert Schumann. Dresden 1849“.



Ernst Ferdinand Wenzel





Franz Brendel



übel angebrachter Effekthaschereien*). Aber so gut und schön das alles ist, ihm selbst wird nie Gelegenheit geboten, sein Talent, das die Schumann und Robert Franz höchst lobend anerkannt haben, öffentlich an den Tag zu legen, während man bei den Violinpassagen eines dreizehnjährigen Wunderkindes, Henri Wieniawski, vor Entzücken ausser sich ist. Und dazu die allerorts von neuem beginnende politische Reaktion: „diese schmähliche Knechtung und die Feigheit der Bewohner Deutschlands“, dieses Frankfurter „Narrenfest“, zu dem auch sein Vater gereist ist. Doch er will passiv bleiben, sogar ganz teilnahmslos gegenüber diesen Unwürdigkeiten der Zeit.

*) BBr. I, 147.

Wenn ihm selbst nur Rat würde, wenn er selbst nur tätig sein, wirken und schaffen könnte! Aber sein Studenten- wie sein musikalisches Leben ist gleich Null. Eins aber muss er haben, dem er sich ganz widmen kann, sonst macht er Dummheiten. Studieren und Musizieren, beides zusammen ist unmöglich, eins oder das andere muss fallen. Vielleicht hilft Weimar, wo Liszt, „dieser famose Mensch", den „Tannhäuser" zweimal mit ausserordentlichem Beifall aufgeführt hat. Inzwischen ist ja Ritter eine Hilfe, „dieser grundgescheute vernünftige Mensch, der es versteht, mich aus der geistigen Schlaffheit, dieser naturgemässen Folge meiner Unfreiheit, aufzurütteln und mir das Unnütze, Unproduktive, Negative meiner



Heinrich Wieniawski



mir angeborenen vielseitigen queck-silbrigen Beweglichkeit vorzustellen*). Vier volle Wochen, kurz bevor der Dresdner Maiaufstand begann, weilte Hans nunmehr in Dresden. Als er wiederkehrte, hatte er gerade noch Zeit, die Kollegienangelegenheiten für sein drittes Studiensemester zu ordnen, da brach die Katastrophe herein. In Leipzig wie in Dresden waren Tag und Nacht Exzesse, Aufruhr und Lärm, bei denen es Tote und Verwundete gab. Hans kam in den Verdacht, darum zu wissen und ein „Demokratenspitzel" zu sein; der Onkel solle sich also vor ihm mit Reden in acht nehmen, da Hans diese möglicherweise den Demokraten hinterbrächte. „Hier ist kein Halten

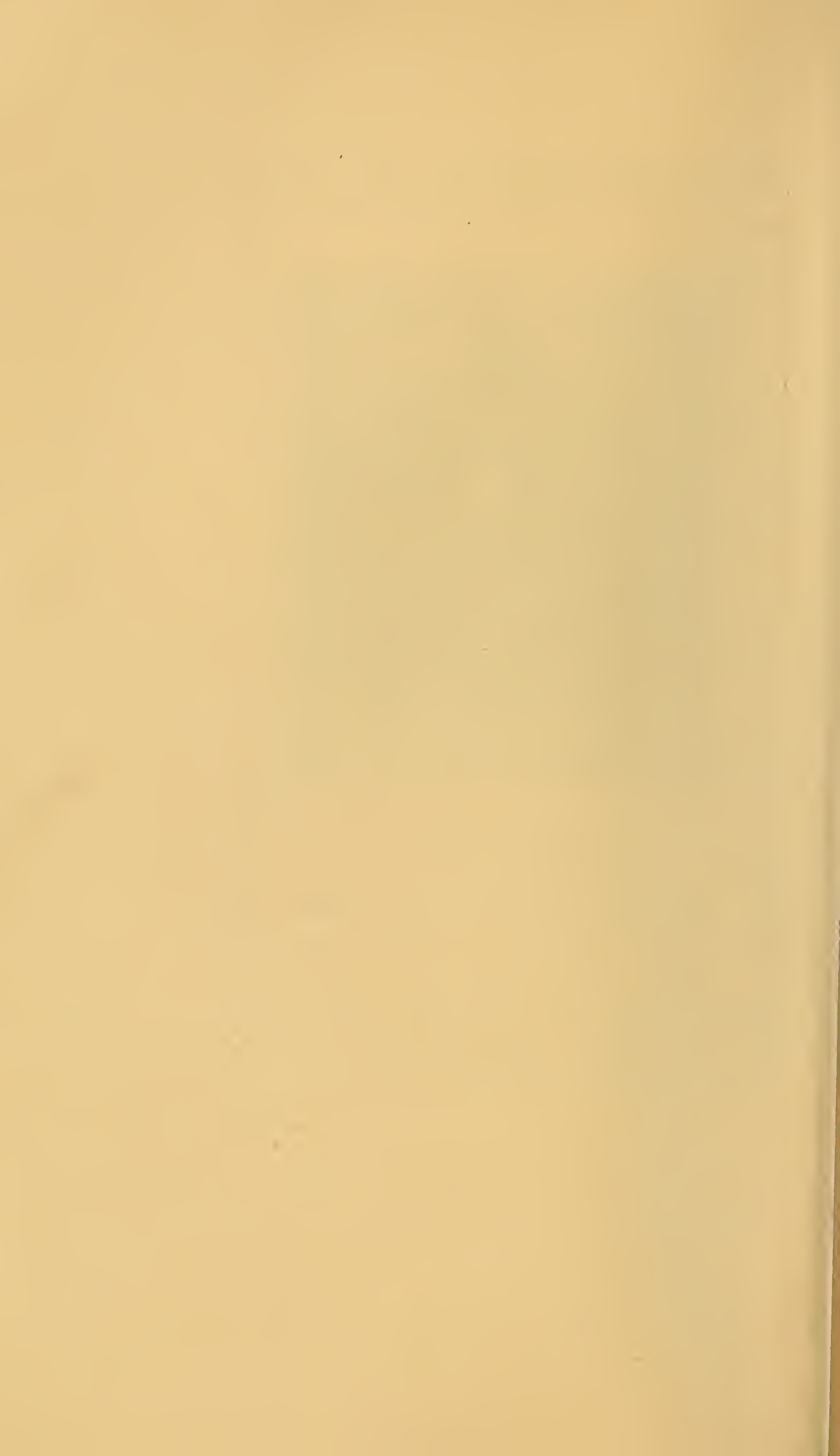
---

*) BBr. I, 157.

mehr; fort von hier; trockenes Brot wäre mir lieber!“ Und nun diese Nachrichten aus Dresden: Gemetzel allenthalben in der Stadt, das Opernhaus, die Stätte, wo er vor wenig Wochen noch die schönsten aller Musiken, Wagners Tannhäuser, gehört hatte, ein Raub der Flammen; die Galerie eine Mordstätte. „Wenn nur nicht Wagner erschossen ist! Ich kann nicht ohne die heftigsten Tränen daran denken; er steht, glaube ich, in dem 4. Bataillon der Kommunalgarde und er versäumt seine Pflicht nicht, auch wenn diese zum Tode ruft. Ich bin so besorgt um Euch . . . werd' ich denn nichts von Euch hören?“ Die Dresdner Briefe beruhigten ihn zwar in letzterer Hinsicht, desto mehr bangte ihm vor der Brutalität der Sieger. Ein



Robert Franz



preussisches Kontingent war in Dresden eingedrungen und säuberte die Stadt von den aufrührerischen Elementen, die nach allen Windrichtungen hin auseinanderstoben. Wagner floh bekanntlich über Chemnitz nach Weimar zu Liszt (13. Mai), von wo er, als in Dresden der Steckbrief hinter ihm erlassen war, am 16. mit falschem Pass Lindau passierte, und auf schweizerischem Gebiet vor der Hand Heil und Rettung aus der nächsten und drohendsten Lebensgefahr fand.

Als Dresden durch preussische Waffengewalt beruhigt und in Leipzig das Standrecht zum Schutz der Bürger und Insassen proklamiert worden war, wurden auch die Gemüter in dem Hause Frege friedlicher und besonnener. Nur

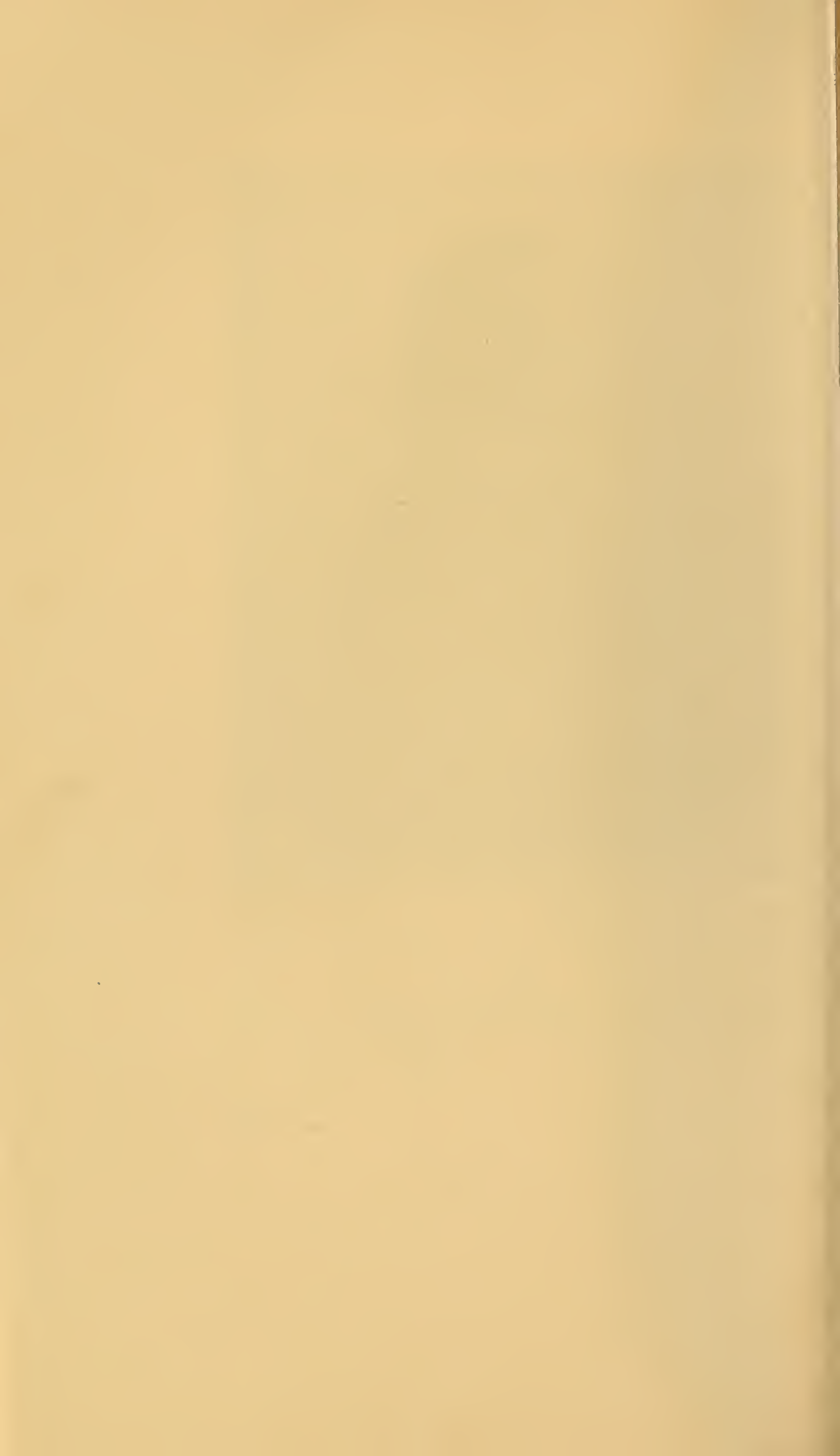
in Hansens Kopfe zitterte noch, aber ganz theoretisch-philosophisch, die furchtbare Erregung nach, indem er der Mutter schrieb:*) „Der einzelne, selbst der bedeutendste, grösste Mann darf sich nicht so hoch schätzen, dass er zu gut für Kanonenfutter sei! Wenn ein jeder also denken wollte, wo wäre dann ein Schimmer von Aufopferung? O der heillose Egoismus, der Grund alles Übels, das die Welt verheert; da muss man wirklich wünschen, dass alle materiellen Güter zugrunde gehen, damit die Menschen human werden, wenn sie nichts mehr zu konservieren haben.“ — „Du wirst Dich wundern, dass ich jetzt so ruhig, fast heiter bin; aber es ist dies eine natürliche Reaktion. Wenn man

*) BBr. I, 168.



Non multa, sed multum

F. Liszt



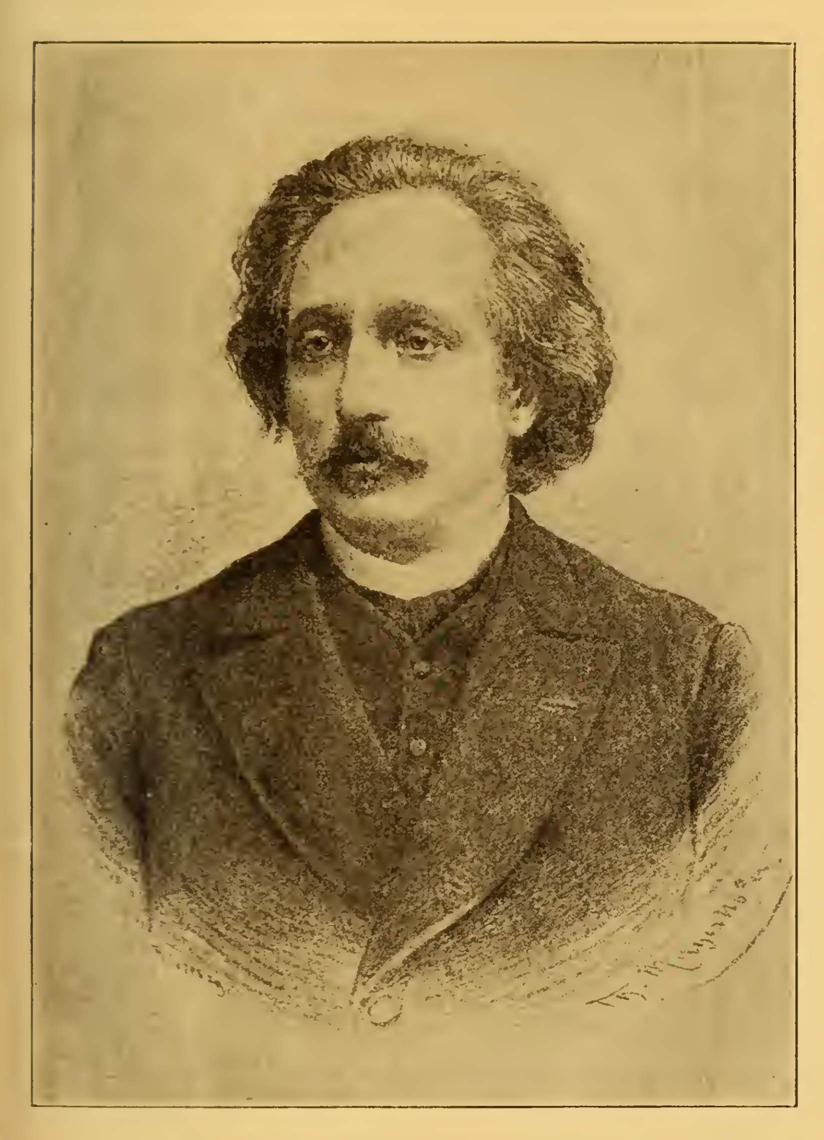
ein paar Tage Tränen der Wut geweint, muss man zur Abwechslung einmal — lachen!“ Unmittelbar nach diesen sturmbewegten Tagen macht der Vater durch die Vermittelung der Mutter*) Hans das Anerbieten einer Reise nach Weimar, um Liszt zu hören. Dieser Vorschlag sollte offenbar eine Entschädigung dafür sein, dass Hans so lange in Leipzig jede tiefere und ihn fesselnde Anregung entbehrt hatte. Mit welch jubelnder Begeisterung und Dankbarkeit hätte er sonst das Angebot angenommen; in seinem jetzigem Seelenzustand spricht er ziemlich kalt und gleichgültig von dem Projekt: „es wird mir jedenfalls von Nutzen sein, ihn (Liszt) zu hören; ich werde möglichst viel zu profitieren su-

*) B.-Br. I, 169.

chen". „Nun kommt das so über Hals und Kopf. Ich muss offen gestehen, ich habe grosse Lust, mich, wenn auch nur auf ein paar Tage, aus diesem Orte zu entfernen. Freitag gehen die Kollegien bereits wieder an; lange kann ich mich also in Weimar nicht aufhalten, d. h. nicht über 4—6 Tage, wozu dann das Geld (der Vater hatte ihm 10 Taler geschickt) auch reichen würde." Also grösseres Gewicht noch legte er vor der Hand auf das „fort von Leipzig", als auf das „hin nach Weimar"! Aber als er erst Weimars Luft geatmet und Liszt in seinem eigensten Elemente gesehen, sein eigenstes Künstlernaturell erkannt hatte — da wurde er wie umgewandelt, ein völlig anderer Mensch. Am 30. Mai war er zu Liszt gekom-

men*), und am 2. Juni bittet er bereits um eine Zuschuss-Geldsendung, damit er seinen dortigen Aufenthalt verlängern könne, — und doch hatte sich in jener Pfingstwoche nichts Ausserordentliches bei Liszt ereignet. Nach dem ersten Besuche beschied ihn Liszt zum Nachmittag auf die Altenburg, und Bülow durfte, nachdem er Liszt ein Schumannsches Stück vorgespielt, gleich einer Klavierlektion des damals sechzehnjährigen Alexander Winterberger beiwohnen, der gerade

*) Auf des Vaters Veranlassung hatte Hans am 25. Mai an Liszt geschrieben, ob er nach Weimar kommen dürfe, und bereits am 28. früh freundlich zusagende Antwort erhalten. Am selben Tage mittags reiste Hans nach Halle ab, wo sich Tante Henriette aufhielt, blieb da bis zum 29. und kam am 30. nach Weimar.



Alexander Winterberger



onärer „Terrorist“, nunmehr denkt er weder an Politik, noch liest er Zeitungen; den Vormittag bringt er in Liszts Zimmer im „Erbprinzen“ zu, das er ihm mit Pianoforte und Bibliothek zur Verfügung gestellt hat; auch einer Fidelio-Probe unter Liszts „staunenswerter, bewundernswürdiger“ Direktion wohnte er bei, abends wird auf der Altenburg musiziert — sogar sein neu komponiertes Streichquartett lässt Liszt spielen. Und zum Beschluss des Abends gab es eine — Whistpartie, an der er teilnehmen und auch verlieren durfte. Den höchsten musikalischen Eindruck empfing Bülow, wie er schreibt, von Liszts Vortrag der Tannhäuser-Ouverture, die er ganz wundervoll und mit ausserordentlichem Fleisse (er hat sie dreimal

umgearbeitet) paraphrasiert hat —; „doch strengte ihn die Ausführung so an, dass er einmal, ziemlich am Ende, einen Augenblick innezuhalten genötigt war und sie überhaupt selten spielt, weil es ihn zu sehr angreift, so dass er mir nachher sagte: Sie können sich's heute in Ihr Tagebuch schreiben, dass ich Ihnen die Tannhäuserouverture vorgespielt habe"*). Bülows Aufmerksamkeit bei Liszts Spiel brachte ihn zur Erkenntnis, was dem eigenen Spiele noch mangelte: die rechte künstlerische Sicherheit und abgerundete, freiere Auffassung des vorzutragenden Stückes, die natürlich nicht so weit gehen durfte, dass sie Absurdes und Unpassendes hervorbringe. Grossen Genuss zog er

*) BBr. I, 179.

auch aus Liszts Unterhaltung, die sich hauptsächlich um Richard Wagner drehte; „er sprach fast nie ein unbedeutendes Wort“, — und so hatte denn sich Bülows Tagebuch mit Wagner-enthusiastischen Notizen gefüllt, die er der Mutter, der er sonst nichts vorenthält, die aber in diesem Punkte ihn nicht versteht, nicht zu lesen geben kann.

Allzu schnell war der 8. Juni herangerückt, der diesen „Aranjuezer Tagen“ *) ein Ende machte und Hans wieder dem Kollegien-Zwang in Leipzig überlieferte. Mit der Leipziger Luft aber war der weimarsche Kunstenthusiasmus förmlich wie zerstoben, und von einer gehobenen, neu angefrischten Stimmung

*) BBr, I, 182.

war bei Hans keine Rede mehr. Er jammert und verzehrt sich in Hass und Erbitterung über die Mörder seines Vaterlandes und die furchtbare Schmach, die Deutschland angetan ist. Und wenn er die Gelegenheit, diesem Hass die Zügel schiessen zu lassen und „sich auszutoben", gewaltsam unterdrückt, geschieht es nur aus Liebe zur Mutter. Was so nahe lag, jetzt nach diesen Weimarer Tagen, das entscheidende Wort zu sprechen und sich offen zur Musik zu bekennen, wagte er, aus Liebe zur Mutter, nicht; im Gegenteil, er entschied sich jetzt definitiv „ganz freiwillig" für das Studium der Jurisprudenz, weil ihm etwas anderes nicht übrig bliebe, und bei diesen Zeiten mit der Musik Glück zu machen un-



Die Altenburg



möglich sei*). So in trostloser Irre und völligem Verzagen an sich selbst unter dem Zwange mütterlichen Widerstrebens und des häuslichen Konflikts, überdies in gerechter Besorgnis über seine Zukunft — die Ehescheidungsverhandlungen seiner Eltern waren eingeleitet worden —, verlebt er in völliger seelischer Indifferenz Tag auf Tag, lässt sich in Leipzig exmatrikulieren, zieht aus dem Fregeschen Hause, macht mit dem Vater und der Schwester eine Reise zur Goethefeier nach Weimar, aber mit ganz anderen, viel gleichgültigeren Eindrücken als zu Pfingsten, trotzdem der Vater alles aufbietet, um dem Sohne das Zusammensein mit ihm so angenehm als möqlich zu machen.

**) BBr. I, 183.

Zwar sah Hans Meister Liszt wiederholt; aber durch die Konzertveranstaltungen jener Tage in Anspruch genommen, kam es zu keiner näheren Aussprache, die zu einem entscheidenden Resultat hätte führen können. Statt dessen besuchte man Reinhardtsbrunn, die Wartburg, Eisenach, und bewunderte die Gluckbüste in der Weimarer Bibliothek, die einst Livia Gerhard in überquellender Begeisterung umarmt hatte. Das letzte Licht schien verloschen, die letzte Hoffnung auf immer zertrümmert, alles war ihm verhasst und widerte ihn an, nur ein Rettungsweg war möglich, der Weg zu Richard Wagner. Aber der war ihm seit dem 9. Mai 1849 verloren. Und doch, wie seltsam: was ihm dieses

„tolle Jahr" geraubt, das sollte es ihm wieder erstatten. Denn gerade die Ereignisse des Jahres 1849 hatten seinen Vater bestimmt, mit seiner ihm neu vermählten zweiten Gattin Louise von Bülow, geb. Gräfin Bülow-Dennewitz, Deutschland zu verlassen und sich in der Schweiz anzusiedeln. Nachdem er vorübergehend in Zürich gelebt, erwarb er Schloss Ötlishausen im Thurgau, das nach seinem Tode in den Besitz von Eduard Julius Thode überging, und von da führte der Weg nach dem nur zwei Tagereisen etwa entfernten Zürich. Und hier in der „Enge" bei Zürich sollte in kurzer Zeit Wagner, nach der Pariser Irrfahrt, sein Asyl finden. Das war der im Schicksalsbuche verzeichnete Weg, den Hans von

Bülow zu wandeln hatte, um zum lang-
ersehnten und mühsam errungenen Ziele
zu gelangen. Aber noch galt es, manch
bitter - trübe Erfahrung zu machen,
manche Enttäuschung zu erleben und
manch harte Probe zu bestehen, damit
der Geist noch mehr gefestigt, der Wille
noch mehr gestählt würde, den end-
lichen entscheidenden Entschluss zu
fassen, der Hans seiner Bestimmung
zuführte.

6.

Die beiden Berliner Studien-Semester

(1849—1850.).

Es mag ungefähr gegen Mitte September gewesen sein, als Bülow mit Mutter und Schwester nach Berlin kam. Die Mutter hatte sich noch nicht entschliessen können, daselbst eine definitive Wohnung zu nehmen, und richtete sich daher nur provisorisch ein. Bei den trüben Familienverhältnissen gerade in jener Zeit lebte sie wohl auch möglichst zurückgezogen, nur im Verkehr mit den nächsten Verwandten, dem Geheimen Legationsrat Ernst und dem Oberstleutnant Paul von Bülow, und den ver-

trautesten Bekannten, zu denen in erster Reihe Ludwig Tieck zählte. Ausser einem Briefe an seinen und Wagners intimen, treuen Freund Uhlig, den Verfasser des Klavierauszuges aus Lohengrin, ist bis jetzt kein Dokument veröffentlicht worden, das näheren Aufschluss über diese Zeit gäbe. Aber aus dem genannten, vom 7. November 1849 datierten Briefe*) geht hervor, dass damals, etwa gegen Ende Oktober, Hans seine publizistische Tätigkeit begann. Die vom Vater offenbar ererbte und in Leipzig bereits, wie wir sahen, in schüchternen Versuchen hervorgetretene Neigung hierzu war, nachdem der Zwang des würdigen alten Leipziger Patrizierhauses von ihm genommen war, zum

*) BBr. I, 197.

Bedürfnis geworden, und nun ergoss sich ganz nach Behagen und Gefallen der lang zurückgehaltene schriftstellerische Strom teils in die Spalten der Dresdner Zeitung, in Gestalt politischer und ästhetischer Abhandlungen, teils in die Berliner Demokratische Zeitung*), zunächst in Form von Berichten über Wagners „Kunst- und Revolution“ und das „Kunstwerk der Zukunft“, denen dann später seit dem Januar 1850 musikalische und literarische Rezensionen folgten. Wiederum ist es also Wagner, der ihn begeistert und für den er nunmehr mit freiem offenen Wort eintreten kann. Seitdem Wagner in sein schweizer Asyl, nach vorübergehendem Aufenthalt

*) Seit dem 1. Januar 1850 als „Abendpost“ erscheinend.

in Paris, angelangt war, hatte es ihn gedrängt, gegen die blutige Niederwerfung der Revolution zu protestieren und den Siegern, die sich als die Beschützer der Kunst ausgaben, zu beweisen, dass Kunst und Revolution in innigem Zusammenhange stünden. „So wurde ich wiederum zum Schriftsteller, wie ich es einst in Paris geworden war, als ich meine Wünsche auf Pariser Kunstruhm hinter mich warf und gegen das Formelle des herrschenden Kunsttreibens mich empörte. Jetzt aber hatte ich mich gegen dieses ganze Kunstwesen in seinem Zusammenhange mit dem ganzen politisch-sozialen Zustande der modernen Welt auszusprechen . .“ *) Und das eben geschah durch die er-

*) Glasenapp II, 1, S. 344.

wähnte Schrift: „Kunst und Revolution".
Die Hauptgedanken dieser Schrift, deren Verständnis sogar einem Liszt Schwierigkeiten gemacht hatten*), wie der noch schwerer verständlichen „Das Kunstwerk der Zukunft"**) fasste Bülow

---

*) Briefwechsel Wagner-Liszt I, 118: „Auf Dein Buch" (Oper und Drama), schreibt Liszt, „freue ich mich sehr, vielleicht versuche ich bei dieser Gelegenheit, Deine Ideen etwas mehr zu fassen, was mir bei Deinem Werk „Kunst und Revolution" nicht gut gelingen konnte — und mache damit eine französische Sauce".

**) Von den alten Griechen ausgehend, bei denen die Kunst ein integrierender Teil ihres nationalen Lebens war, zeigt Wagner in der erstgenannten Schrift, dass die moderne Kunst ein Luxusartikel für wenige Wohlhabende geworden sei. Dem griechischen Tragöden lauschten viele tausend Zuhörer, das heutige Theater besuchen einige hundert Bankiers und Kaufleute, nicht um des Kunstwerks

zusammen und formte daraus zwei Artikel, die er gern veröffentlicht hätte. Was ihn dazu trieb und wie nach langem Mühen sich dieser Wunsch erfüllte, erzählt er selbst (1863) in der

---

willen, sondern um sich an einer leichten italienischen Melodie, an den anmutigen Pas einer Tänzerin, an szenischen oder Orchestereffekten zu vergnügen und bequem zu unterhalten. Dieser modernen Sitte gegenüber muss der Künstler auch ein Revolutionär sein, wie eben die echte Kunst nur revolutionär sein kann, weil sie nur in strengstem Gegensatz zu jener Allgemeinheit existieren kann, während die landläufige Kunst nach dem Geschmacke der Allgemeinheit Gegenstand des Handels, Geschäftssache, also nicht Kunst, sondern Industrie ist. Wir haben keine Kunst mehr, sondern nur künstlerisches Handwerk, das mit all seinen Fundamenten auf Voraussetzungen gebaut ist, die zum Teufel müssen. Also vom Joch der Industrie die Kunst zu befreien, ist

unsere Aufgabe, und damit den Künstler in den Stand zu setzen, um der Kunst, nicht um des Gewinnes willen zu schaffen. Die Pflege des Theaters, des Dramas insbesondere, das den grössten und reinsten Einfluss übt, muss vom Staate in die Hand genommen und der Zutritt zu dieser Bildungsstätte dem Volke frei gegeben werden. Schwieriger noch gestaltete sich das Verständnis des „Kunstwerks der Zukunft“ für Uhlig, der es übernommen hatte, den Schriften seines Freundes Wagner durch Berichte und Zeitschriften Beachtung zu verschaffen. Hier ihre hauptsächlichsten Grundgedanken: Nach der Epoche der griechischen Tragödie gingen die Künste unter, weil eine jede für sich allein zu bestehen versuchte. Sie müssen sich wieder vereinen, damit aus dieser Vereinigung das Kunstwerk der Zukunft entstehen könne. Die bisher leblose Bildhauerkunst geht auf den lebendigen, beweglichen Schauspieler über; die des Malers auf den Darsteller der erhabenen Szenengemälde

Eduard Fischel*) gewidmeten Abhandlung**): „Das Erscheinen von R. W.s Schriften war grade im besten, böseste Saat für seine Zukunft streuenden Gange. Ich verschlang sie mit gieriger Hast; die an ihnen entzündete Begeisterung verlangte nach Mitteilung, wollte sich an gleicher Begeisterung in andern Köpfen wenigstens erlaben, womöglich

---

des neuen Dramas, und vor allem der Dichter geht im Musiker auf. Liszt stand dieser Schrift gegenüber vor einem für ihn unlösbaren Rätsel. Desto mehr zeigte sich an ihr Bülows Befähigung zur scharfsinnigen Interpretation.

*) Dr. jur., Publizist, Rechtsgelehrter und zugleich Musikschriftsteller, Mitarbeiter der N. Zeitschr. f. Musik; geb. 1826 in Danzig, gestorben in Paris 7. Juli 1863.

**) Bülow, Schriften S. 272. N. Ztschr. f. M. B. 59, No. 13. 25. Sept. 1863.

durch Kontakt noch steigern. Unablässig stöberte ich alle erdenklichen Zeitungsfeuilletons — in Ermangelung von Musikerbekanntschaften — um zu sehen, welche Aufnahme die „Priester“ der Presse (mein jugendlicher Enthusiasmus ging bis zum Glauben an das Priestertum) dem grossen „Kunstphilosophen“ und seinen genialen „Umsturztheorien“ in ihren Organen bereitet, welche Altäre sie ihnen in ihren Tempeln errichtet. Grenzenlos wuchs meine Entrüstung empor, als ich nirgends eine Spur der Erwähnung dessen fand, was mir für die ganze Menschheit heiliger und wichtiger, sogar „zeitgemässer“ erschien, als alle politischen und sozialen Fragen, als alle Verfassungsbrauerei und Kammerspielerei der Welt. Mutig

griff ich selbst zur Feder und schrieb Artikel über „Kunst und Revolution“ und „Das Kunstwerk der Zukunft“. Aber wohin damit, wo Obdach dafür finden? Nach einigen vergeblichen Versuchen, mein Manuskript bei der liberalen Presse unterzubringen — an die Pforten der konservativen zu klopfen, schien mir nicht geraten — führte mich endlich mein Geschick in das Bureau einer radikalen Zeitung. Der Redakteur war abwesend: ich erkannte im Arbeitszimmer zwei Kommilitonen wieder, an denen ich in den Kollegien häufig vorbeigegangen war. Ich trug ihnen mein Anliegen vor; sie schienen sich dafür zu interessieren, sie hatten mit den Wagnerschen Schriften bereits eine wenn auch nur flüchtige Bekanntschaft

gemacht, sprachen mit Respekt davon und übernahmen die Verantwortung, meine Arbeit in die nächsten Nummern der Zeitung einzurücken. Der eine dieser beiden Studenten und freiwilligen Zeitungsschreiber war der talentvolle, neuerer Zeit so beliebt gewordene Volksromanschriftsteller Adolf Mützelburg, der andere Eduard Fischel. Ausführliches Gespräch bahnte nähere Bekanntschaft an, aus der sich allmählich ein festes Freundschaftsverhältnis zwischen uns Dreien entwickelte, das der Zeit getrotzt hat, bis das fatalistische Datum des 7. Juli unserem geistigen Bunde den Einen entriss. Mit Freuden nahm ich Fischels, der bereits damals durch seine geistvollen Leitartikel eine Hauptrolle spielte, Vorschlag an, mich in der

Qualität eines musikalischen Berichterstatters der Residenz (natürlich ohne Honorar und ohne Freibillet zu Konzerten oder Theater) an der Wagnerfreundlichen Zeitung zu beteiligen. Ich befinde mich in der glücklichen Lage, nichts von dem, was ich damals geschrieben, dem Inhalte nach zurückzunehmen zu haben, wiewohl mir meine rücksichtslosen Expektorationen sechs Jahre später noch empfindliche Nachteile in meinem Berliner Künstlerleben zugefügt. Die bittere Feindschaft, mit welcher das „selige Kind“ Ludwig Rellstab mich und meine Richtung bis an sein Ende beehrt und welche er nach demselben dem zahlreichen Schwarm seiner moralisch jedenfalls tiefer stehenden Geistesdeszendenten

vermacht hat, basiert auf einer beissenden Satire, welche ich ihm im Februar 1850 zugeschleudert. Eduard Fischel, in dem ich bald den eingefleischten Musikenthusiasten erkannte, gesellte sich, mit meinen Grundsätzen sympathisierend, immer häufiger zu mir. Wir besuchten zusammen die Konzerte und das Opernhaus, wo wir uns gegenseitig über unsre schlechten Plätze im dritten oder vierten Range durch regen Austausch unserer Schwärmereien trösteten. Mit Vergnügen erfüllte ich Fischels Wunsch, ihm Unterricht im Generalbass zu erteilen, wogegen er seinerseits mir etwas Englisch beizubringen sich bemühte."
Mit dem ersten Berliner Semester beginnt für Bülow eine Zeit, die er selbst eine Zeit des Bummelns und Zeitver-

trödelns nennt. Zwar bot ihm Berlin eine reiche Umschau auf künstlerischem, wie politisch-literarischem Gebiet, auch die Kollegien, philosophische, historische und juristische, besucht er, aber nichts vermag ihm tieferes Interesse einzuflössen und ihm das Leben wirklich lebenswert erscheinen zu lassen. Seine Gedanken beschäftigen sich unablässig mit seiner Zukunft, die ihm in rätselvolles Dunkel gehüllt ist. Zweifellos lebt er von Tag zu Tag, macht hie und da Bekanntschaften: Flodoard Geyers, des Musikkritikers der Spenerschen Zeitung, Franz Krolls, des Klavierlehrers und Wagnerenthusiasten, hört auch wohl hie und da ein Konzert, sieht eine Opernvorstellung, aber das ist alles. Ganz von der Politik kann er nicht

lassen; er liebt es jetzt schon, sein politisches Glaubensbekenntnis irgendwie seinen Freunden zu erkennen zu geben. So z. B. benutzt er in dieser Zeit Briefbogen, die mit den Bildern dreier Kämpfer gegen die Reaktion versehen sind: Gottfried Kinkels, der wegen Teilnahme am badischen Aufstand zu lebenslänglicher Festung verurteilt, aber mit Karl Schurz' Hülfe nach Zürich entflohen war; Temmes, der, wegen Hochverrats angeklagt, in derselben Stadt Zuflucht gefunden hatte, und Waldecks, gegen den ein Prozess wegen Verschwörung anhängig gemacht war. Mitte März entscheidet sich die Mutter definitiv, nicht Berlin, sondern wiederum Dresden als Wohnort zu wählen. Hans bleibt

noch bis zur Beendigung des Semesters zurück und hat in dieser Zeit Gelegenheit, einer Einladung des Sternschen Gesangvereins durch seinen Direktor zu folgen und hier — an dieser Stätte seiner späteren ruhmvollen Tätigkeit — zu spielen. Auch Jenny Lind hört er und ist von dem Vortrag des „abgedroschenen „Auf Flügeln des Gesanges“ vollständig hingerissen: „Die letzten drei Töne des Schlusses waren das Schönste, was ich überhaupt je gehört“*). Das folgende Sommer-Semester gestaltet sich gleich von vornherein äusserlich viel lebhafter. Er wohnt auf der Universitätsstrasse bei einer Madame Braune, die ihn auf das beste pflegt und ihm nach näherer Bekannt-

*) BBr. I, 202.



Jenny Lind als Norma, nach einem Gemälde von Södermark



schaft in richtiger Berliner Art das Zeugnis eines „höchst soliden, anständigen Menschen“ ausstellt. Seine Kollegienangelegenheiten in Ordnung zu bringen, beeilt er sich nicht allzusehr, versäumt aber, in Rücksicht auf den Vater, nichts. Hauptsächlich widmet er sich der Gesellschaft und läuft fast Gefahr, ein „Salonspieler“ und Salonmensch zu werden. Er besucht wiederholt in einer Art Anfall von „Artigkeitsmanie“ einen Grafen Gröben, der dilettierend auf dem Klavier phantasiert, aber leider das Gespielte nicht in Noten übertragen kann. Hans hilft aus und spielt das von ihm Aufgefasste zum grössten Staunen dem „Komponisten“ vor. An den Grafen Redern, insbesondere an Meyerbeer empfing er aus Dresden durch Frau

von Lüttichau Empfehlungsschreiben. Meyerbeer, den er morgens um 9 Uhr besuchte, war gerade dem Bade entstiegen und hatte nur wenig Zeit für Hans. Trotzdem gewann dieser von dem Komponisten des Propheten den Eindruck einer weltmännisch-liebenswürdigen Persönlichkeit. „Er hat etwas sehr Angenehmes, sehr Glattes und Feines, fast zu Feines, indem er gesucht erscheint bei aller Einfachheit . . .“ Den „Propheten“ sah Hans, dank einer gegen 9 Uhr abends am Opernhause glücklich erstandenen „Contremarke“. Trotzdem die Viardot-Garcia „über alles Lob erhaben“ sang, missfiel ihm die Musik ausserordentlich, wogegen er von der „Armida“ — damals als Festoper gegeben — trotz schlechter Aufführung



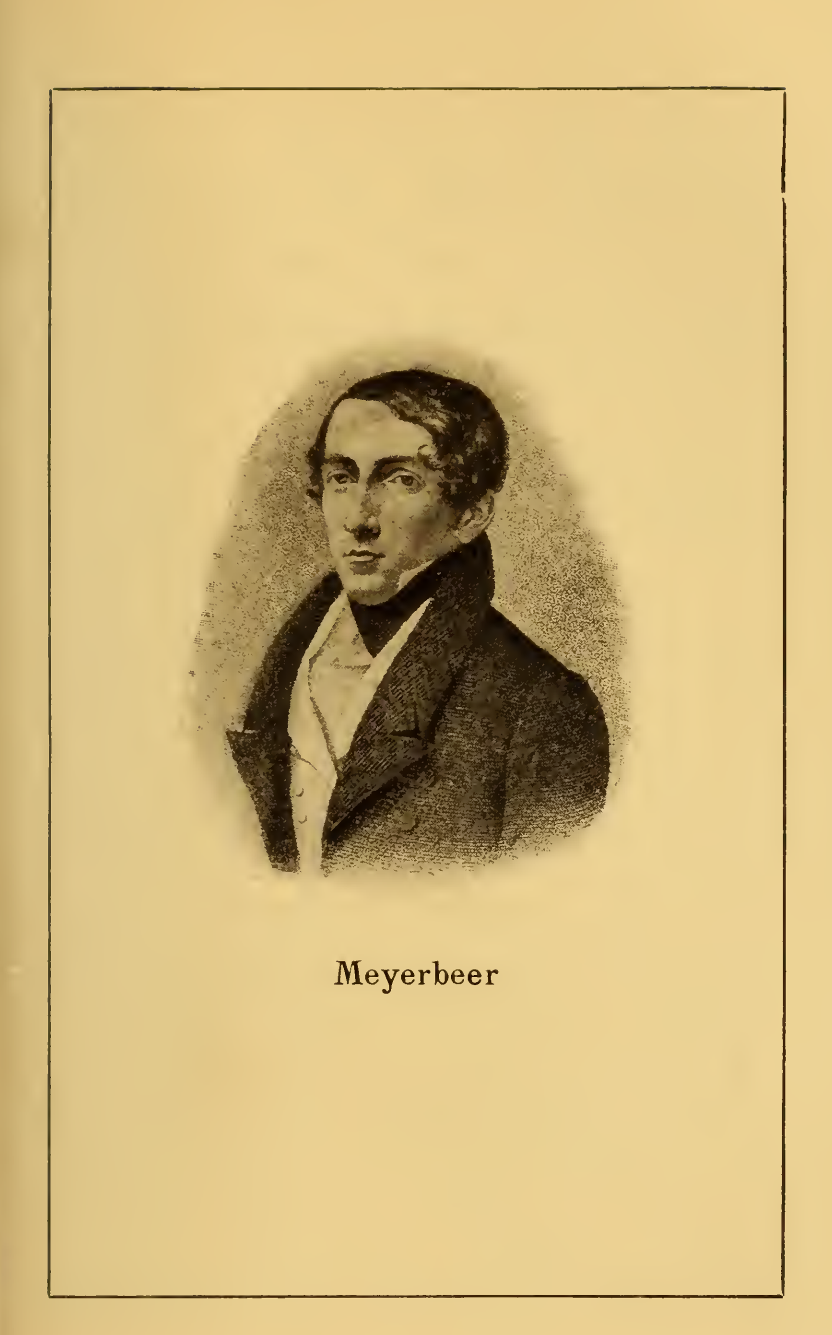
Frau Pauline Viardot-Garcia



entzückt war. Auch in dem grossen, alle literarischen Zelebritäten und Raritäten umfassenden Varnhagenschen Kreise fand Hans ausserordentlich freundliche Aufnahme und erregte allseitiges Gefallen. „Er hat noch die schöne Exaltation der Jugend und scheint mir dabei doch massvoll und sehr fein", schreibt Henriette Solmar, Varnhagens Freundin, an Hansens Vater*). Einen alten lieben Bekannten aus der Dresdner Zeit, den radikalgrimmigen Sonderling und Hagestolz Dr. Hermann Frank, den verständnisvollen Beurteiler des Tannhäuser und ausgezeichneten musikalischen Sachverständigen, sucht er wiederholt auf, um sich durch ihn musikalisch an-

*) BBr. I, 196.

zuregen. Dabei übt er fleissig und spielt mit Vorliebe, entsprechend jener Zeit, wo Berlin im Zeichen des Meyerbeerschen Propheten stand, die beiden Lisztschen Propheten-Phantasien, die „Patineurs“ einmal in einer Gesellschaft bei der Gesanglehrerin Zimmermann, vor Meyerbeer und dem Grafen Redern, auf einem entsetzlichen Instrumente. Trotzdessen erkennt und bewundert Meyerbeer auf das lebhafteste den jungen Meister und ladet ihn ein, im nächsten Hofkonzert zu Sanssouci zu spielen. Hans ist voll freudiger Aufregung, übt schleunigst auf dem dazu ausersehenen Kistingschen Flügel, versäumt die Kollegien, zieht sich bei dem fortwährenden Hin und Her zur Instrumentenhandlung Kopfweh, Ohrenreissen zu,



Meyerbeer



muss sich bei seinen kargen Mitteln einen neuen Hut, Stiefel, Handschuh kaufen und einen Frack — dem seinigen ist er entwachsen, der sieht nicht gut aus — mit Hilfe eines Schneiders leihen —, und ist er endlich nach langer Qual und Mühsal zum festlichen Hof-Konzert gerichtet, da wird es im letzten Augenblick abgesagt. „Ich war wütend. Umsonst Kolleg versäumt, mich im Regenwetter erkältet, hin und hergelaufen, Geld weggeworfen, die Angst überwunden usw." Die Aussicht, die ihm gemacht wurde, an einem der nächsten Abende zu spielen, erfüllte sich nicht. — So war der August herangekommen, da traf aus Weimar die Nachricht ein, dass Wagners Lohengrin daselbst im Verlaufe der mit dem

25. August beginnenden Herderfeier, und zwar am 28. August, an Goethes Geburtstage, unter Liszts Leitung zum erstenmal zur Aufführung kommen sollte. Schon vorher hatte Bülow gejubelt: „Käme das (die erste Lohengrin-Aufführung) zustande, so müsste Weimar die Hauptstadt der Welt werden.“ Es verrät sein überaus zartes, liebevolles „Kindergemüt“, dass er seine Mutter auf das dringendste auffordert, mit ihm bei diesem Anlass nach Weimar zu reisen und, als er Mitte des Monats August in Dresden eingetroffen ist, nicht eher aufhört seine Mutter mit Bitten und Zärtlichkeiten zu bestürmen, als bis sie einwilligt.*) Abgesehen von der Hauptsache, Wagners Lohengrin,

*) BBr. S. I, 239.

freute sich Hans, seinen Stuttgarter Freund Raff nun in Weimar, wohin er übersiedelt war, um Liszt nahe zu sein, wieder zu sehen, nicht minder Carl Ritter, der damals bei Wagner in der „Enge“ bei Zürich lebend, von dem Meister als quasi offizieller Zuhörer und Berichterstatter nach Weimar entsandt worden war.*) Die angesehensten Schriftsteller und Musiker, darunter Jules Janin und der Faust-Übersetzer Nerval aus Paris, Meyerbeer, Uhlig, Fétis aus Brüssel, Joachim aus Leipzig, damals als Konzertmeister für Weimar in Aussicht genommen, Kroll aus Berlin, waren da; Ed. Genast, früher Schauspieler und Sänger, war der Regisseur, Liszt der Leiter und Beck (Lohengrin),

*) Briefwechsel Wagner-Liszt I, S. 73.

Aghte, die spätere Frau Milde (Elsa), Milde (Telramund), Fasztlinger (Ortrud), Höfer (König) die Vertreter der Hauptrollen. Das Ganze eröffnete ein Prolog von Franz Dingelstedt; er schilderte den Geist, der hier im Thüringer Lande von dem Sängerkrieg auf der Wartburg bis zu der Epoche der klassischen Meister der deutschen Dichtung geherrscht, aus ihm sei auch das Ereignis der heutigen Festaufführung hervorgegangen.*)

Allerdings, so grossen Eifer man auch dem Werke gewidmet hatte, wie übersprudelnd die Begeisterung auch war: der völlig neue Stil dieses musikdramatischen Werkes war den Mitwirkenden zum Teil noch fremd, und welcher ganz neue hochbedeutsame

*) Glasenapp II, 1, S. 369.

Anteil an der inneren Handlung des Dramas dem Orchester zugeteilt war, wie erst aus seinen symphonisch ausgestalteten Motiven, nachher Leitmotive genannt, den Sängern oder vielmehr den Darstellern die unfehlbar richtige Direktive zur schauspielerischen Darstellung ihrer Partien aufgehen und erstehen musste, das ahnte man alles damals noch kaum. Kein Wunder, dass Wagners Abgesandter Carl Ritter, dem das Werk bereits unter direkter Anleitung des Meisters selbst in Fleisch und Blut übergegangen war, an vielem Anstoss nahm, und sein Urteil es an Höflichkeit namentlich Liszt gegenüber fehlen liess. Die dadurch etwas gestörte Festfreude wurde indessen durch einen liebenswürdigen Scherz Liszts wieder

hergestellt, und Ritter, der früher ihm vorgekommen war wie ein „représentant du comité du salut public“ — dem man seinen Wahrspruch: „suspect—guillotiné!“ an den finsteren, zusammengezogenen Augenbrauen hätte ablesen können, wurde bald freundlicher und zugänglicher.

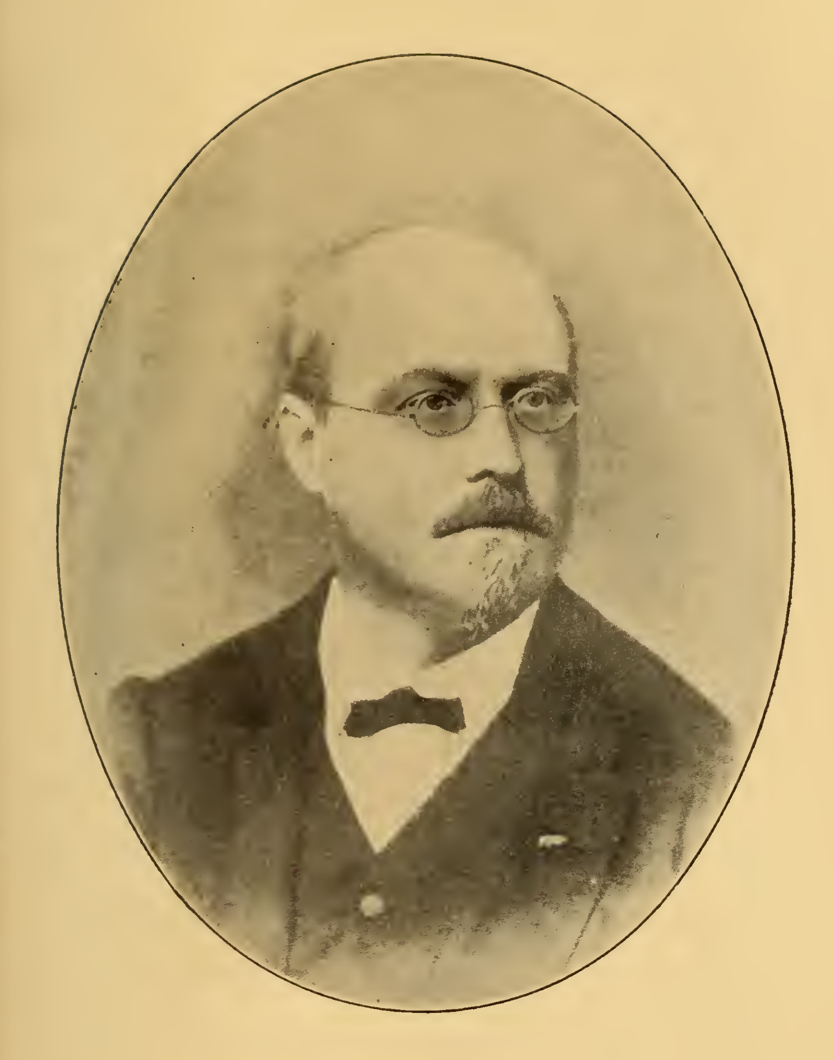
Um jedoch allen Eventualitäten vorzubeugen, schrieb Bülow an Wagner über Liszts grosse Verdienste um das Werk und die Schwierigkeiten, die die Aufführung bot, wodurch er ein allzu hartes Urteil Ritters bei Wagner zu paralysieren versuchte*). So hatte Hans, obwohl an der Aufführung selbst unbeteiligt, sich doch kein geringes Verdienst um dieselbe, insonder-

*) Vgl. über die Lohengrin-Aufführung den Briefwechsel Wagner-Liszt I, S. 59—90.

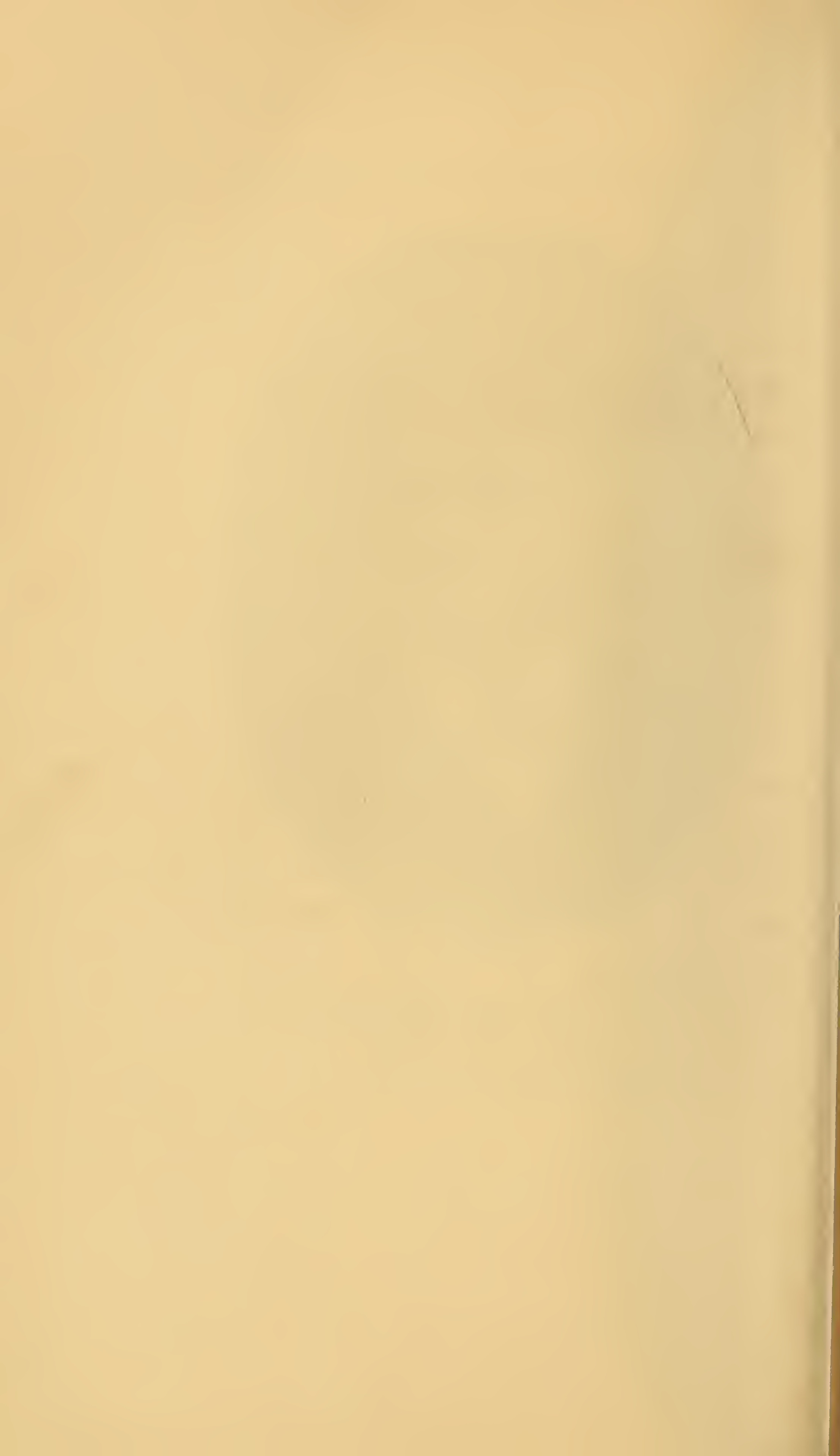
heit um Liszt, erworben, und Liszt belohnte dessen Treue, indem er ihm das Autograph seiner Übertragung der Tannhäuser-Ouverture als Andenken verehrte. Die erste Aufführung hatte weit über die gewöhnliche Dauer eines Theaterabends hinaus bis 11 Uhr nachts gewährt und manchem Zuhörer, unter anderen auch Bülows Mutter, einige Strapazen verursacht. Darum sollte bereits bei der zweiten Aufführung das Werk, wie Bülow sagte, „zum Gewinn desselben vor einem genussschwachsinnigen Publikum“ etwa um $^3/_4$ Stunden gekürzt werden*). Allein die

*) Wagner hatte in einem Briefe an Liszt v. 2. Juli 1850 die Weglassung des 2. Teiles der Lohengrin-Erzählung im 3. Akte, im ganzen 56 Takte, gestattet, die dann überhaupt in der Partitur fortblieben.

energische Verwahrung Wagners in den Briefen an Liszt, wie an den Intendanten v. Zigesar und den Regisseur Genast, sowie der Umstand, dass die schon angekündigte zweite Aufführung (zum 1. September) wegen „fiktiver“ Heiserkeit Becks (Lohengrin) abgesagt wurde, bewirkten, dass die Kürzungsabsichten vereitelt wurden und die zweite Aufführung (15. September) ebenfalls ohne Striche stattfand. Ritter wie Bülow waren unterdessen abgereist, jener nach Zürich, dieser nach Ötlishausen zu seinem Vater. Beide trafen am 10. September an ihrem Bestimmungsort ein, Bülow mit dem festen Entschluss im Herzen, nunmehr Wagner das entscheidende Wort über sein Lebensschicksal sprechen zu lassen und seinem Spruch sich zu



Joachim Raff



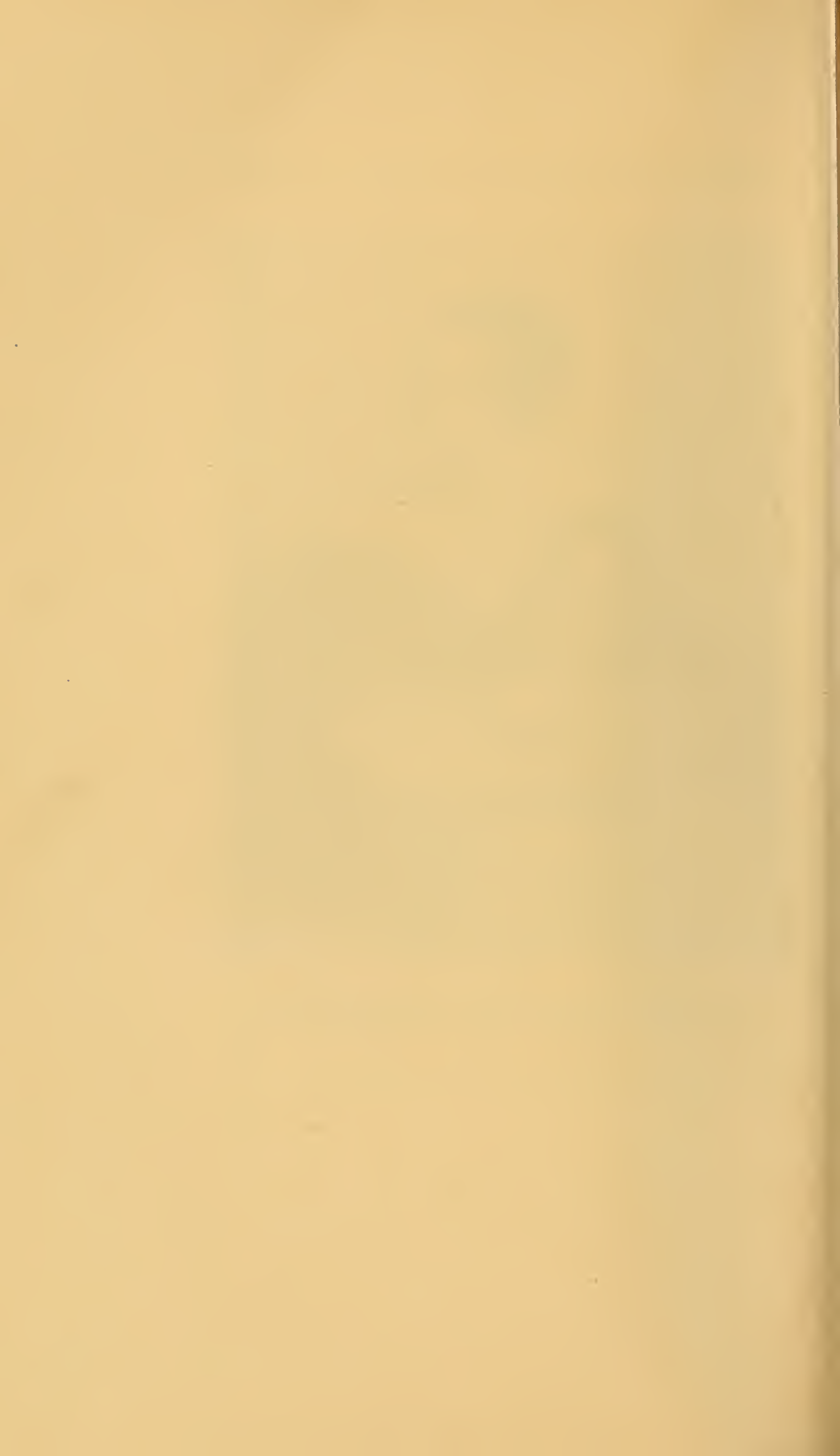
unterwerfen.*) Sein Brief an die Mutter, den er nach der Abreise von Weimar aus Eisenach am 2. September schrieb, enthält einen höchst charakteristischen Bericht über seine erste Begegnung mit der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg und den Eindruck, den er von dieser seltenen, aber auch seltsamen Frau empfing. Es war bei Gelegenheit eines Mittagessens bei Liszt, zu dem Bülow mit Raff geladen war. Er schildert, wie sie stundenlang spricht, ohne ihrem „interlocuteur" kaum eine halbe Minute zur Replik Zeit übrig zu lassen. Sie stritten über Wagner, die Fürstin fand, dass Lohengrin durchaus lyrisch und undramatisch sei und unter dem Tannhäuser stehe, Raff behauptete,

*) BBr. I, 266.

Wagner befolge ein System, und Lohengrin sei die Konsequenz davon. „Ich war in dem Hauptpunkte mit Raff einverstanden, stritt aber, so viel man mir Worte gönnte, und sie konnten gezählt werden, gegen beide, wobei zuweilen die Fürstin auch meiner Meinung war, namentlich als ich Raff widersprach, der einen griechischen Fatalismus annehmen wollte, der im Libretto herrschte, indem ich sagte: La volonté de chaque charactère est tout à fait identique avec son sort; Lohengrin n'est pas forcé de retourner dans le temple du Gral, sa volonté seule le pousse au retour . . . Als ich jedoch auf Wagners in seinen Broschüren ausgesprochene Ideen verwies, rief sie sehr lebhaft aus: Ah, monsieur, ne me parlez pas de ces



Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein



grosses bêtises.“ Die ganze Unterhaltung führte die Fürstin — offenbar nach Tisch, während Liszt sich zurückgezogen hatte — „mit stets neuen, nie oberflächlichen Behauptungen, indem sie die schwersten Pflanzerzigarren dabei rauchte und einen fürchterlichen Qualm verursachte.“ — Bei einem zweiten Besuch, den Bülow der Fürstin abstattete, wurde in Gegenwart von Dingelstedt und Nerval Alchymie und Rachel, Malerei und deutsche Nationalität, kurz der ganze Makrokosmus und Mikrokosmus durchgesprochen, und die Fürstin war wieder der Mittel- und Glanzpunkt der Gespräche. „Es war so interessant, dass ich mich gar nicht losreissen konnte; endlich tat ich es, und es war Zeit, denn ich fühlte den ganzen Abend heftiges Kopfweh,

so hatte mich das Reden der Fürstin angegriffen.“ In den freundschaftlich vertrauten Unterhaltungen mit Liszt und Raff konnte Hans auch seine Zukunftspläne entwickeln und mitteilen, er beabsichtige in ca. 1½ Jahren seine Studien zu beenden, dann nach Weimar zu gehen und „praktische Musik zu studieren“. Er ahnte nicht, wie nahe er schon der praktischen Musik war — und welch plötzlicher Umschwung ihm bevorstand. Sein Brief an Richard Wagner und Ritters Berichte über Bülow hatten in dem Meister offenbar den Wunsch entstehen lassen, für seine Züricher Kapellmeister-Tätigkeit, zu der er sich verpflichtet hatte, in ihm einen Adjunkten und Stellvertreter neben Carl Ritter, dessen Fähigkeiten im Vergleich

zu denen Bülows durchaus zurückstanden, zu gewinnen. Da ihm in dieser Hinsicht freie Hand gelassen war, so schien es ihm erwünschter, anstatt eines unfähigen Schülers, Carl Ritter, deren zwei bei sich zu haben, die sich freilich in den ausgesetzten Etat von 50 Gulden monatlich zu teilen hatten. So machte er durch Ritter denn Hans den Vorschlag — es muss wenige Tage vor dem 16. September gewesen sein, also auch wenige Tage nach der Ankunft Hansens in Otlishausen, die nach einem dreitägigen Besuch bei seinen alten Freunden in Stuttgart am 10. September erfolgte —, „nächsten Winter unter seiner Leitung praktische Studien in Zürich zu machen und abwechselnd mit Ritter daselbst die Oper zu dirigieren“.

Schwere innere Kämpfe führte dieser „wie aus den Wolken gefallene“ Vorschlag Wagners herbei und gab Bülows Lebensschicksal die entscheidende, tiefeinschneidende, glückliche Wendung.

7.

Bülows Kapellmeister-jahre in der Schweiz
(1850—51).

Den Wunsch, Kapellmeister zu werden, hatte Bülow früher schon wiederholt seiner Mutter ausgesprochen, aber mangels eines bestimmten Aussichts- und Anhaltspunktes nicht besonders betont und genau präzisiert. Mit Wagners Vorschlag, sich von ihm in Zürich in die Dirigenten-Tätigkeit einführen zu lassen, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und in herrlichster Schönheit, durch die Gestalt des Meisters selbst veranlasst, stand mit einem Schlage nicht ein Ziel, nein das Ziel, sein Ziel

vor den erstaunten Blicken. Von Wagner selbst erging an ihn der Ruf und bot eine Gelegenheit, die ihm nie wieder kehren konnte, bei Wagner Beethovensche Symphonien zu hören, unter seiner Leitung Beethovensche Klavier-Konzerte zu spielen, unter seiner Aufsicht Opern einzustudieren und im Theater zu dirigieren; der Gedanke daran versetzte ihn in furchtbare, teils freudige, teils bange Erregung und schuf schlaflose Nächte. Zwar hatte ihm die Mutter versprochen, ihm die freie Berufswahl zu überlassen, nur sollte Hans, um für alle Fälle gesichert zu sein, erst seine juristischen Studien mit dem ersten juristischen Examen absolvieren. Aber Hans erkannte jetzt schon mit vollster Klarheit, dass er für den ihm verhass-

ten Staatsdienst nicht geschaffen sei; diese Überzeugung stand unabänderlich fest; und gar in dem an der Spitze der Reaktion marschierenden Preussen zu dienen, das, so erklärt er, „verhindern die Begriffe, die ich von Ehrenhaftigkeit habe“. So weit will und kann er sich bezwingen, dass er an die Zerstörung des Alten, Abgelebten nicht selbst mit Hand anlegen und nicht praktischer Revolutionär werden will, — so schwer das auch sein würde in dem Falle, dass er Jurist wird. Denn in das „Jus“ greift die Politik ein. Wird er gezwungen dazu, dann droht ihm zum mindesten das Los Kinkels und Temmes; darf er Musiker werden, so läuft er höchstens Gefahr, „Aristokrat zu werden“, über den er ohne weiteres

die ganze Politik, seinen Fanatismus, die fieberhafte Wut, sogar seinen Enthusiasmus für die Freiheit vergessen kann. Die Musik, die jetzt eine Zeit lang in seinem Leben zurückgetreten war, drängt sich nunmehr mit elementarer Gewalt wieder hervor, als Zürich und Wagner das verlockendste Ziel bieten. Da kann er nach Herzenslust komponieren, das Komponierte gleich vom Orchester aufführen lassen, und — schliesslich auch Jus studieren; denn Zürich besitzt eine berühmte Universität, wenn auch Bluntschli nicht mehr dort wirkt. Es handelt sich ja nur um ein Semester, ein Probehalbjahr. Behagt ihm die Musik nicht, so kann er später wieder auf die Universität nach Bonn oder Berlin gehen. Je-

doch, wie lange er es da wird aushalten, das ist ihm unklar. Weimar freilich war insofern besser, weil da Liszt ist, aber andererseits hat Liszt allzu sehr mit anderen und anderem zu sorgen und zu schaffen. Der Entschluss, jetzt schon die Musik als Beruf zu ergreifen, so beteuert er der Mutter, ist von ihm vollkommen frei und selbständig ohne jede Beeinflussung, am wenigsten Ritters, gefasst, und die Entscheidung darüber legt er ganz allein in die Hand der Mutter, da der Vater nach Überwindung der ersten Bedenken, wenig dazu sagt und zusehen und abwarten will.

Wenige Tage vorher, am 2. September, hatte erst Franziska von Bülow an ihre Tochter, die damals bereits in

Ötlishausen zum Besuch ihres Vaters weilte, in zärtlichsten Ausdrücken über ihren Hans, dessen Ankunft daselbst erwartet wurde, geschrieben; „Hans hat, wie ich hoffe, viel mehr Gemüt, als er zeigt, ... ist recht herzlich und kindlich jetzt; ich hoffe, du liebst ihn deshalb noch mehr". Bestürzung und Angst griffen Platz, als drei Tage später ein Brief von Wagner eintraf, eines der schönsten und erhabensten Dokumente, die Wagner hinterlassen hat. Es heisst darin:

„Gestatten Sie nun einem Manne, der sich, im reiferen Alter angekommen, gewöhnt hat, nie halb, sondern stets ganz — soweit es in seiner Macht steht — zu denken und zu handeln, seine Ansicht über diesen Fall auszusprechen. Ich habe die jugendliche

Entwicklungsperiode Ihres Sohnes nicht ohne Kenntnis und mit Teilnahme verfolgt, ohne je einen anderen Einfluss als den meines künstlerischen Beispiels und meines vorsichtigsten Rates auf ihn auszuüben. Ich habe beobachtet, dass seine Liebe zur Kunst, und namentlich zur Musik, sich nicht auf flüchtige Erregung, sondern auf grosse, ja ungewöhnliche Befähigung gründete. Namentlich auch mit meiner Beistimmung, ja auf meine Anregung dazu, geschah es, dass er nichts desto weniger mit ernsten wissenschaftlichen Studien sich beschäftigte, da mir nichts widerlicher ist, als ein blosser gelernter Musiker ohne höhere allgemeine Bildung. Auf den Wunsch seiner Familie gab er sich auch dem Studium der

Jurisprudenz hin; voll Pietät gegen seine Mutter, suchte er diesem Studium, das ihn innerlich anwiderte, sogar wohl auch Interesse abzugewinnen; und was ist nun endlich der klar und deutlich herausgestellte Erfolg all seiner Bemühungen und Erfahrungen? Die bewussteste und glühendst ausgesprochene Überzeugung, dass er desto heftiger und ausdauernder nur die Kunst, und namentlich die Musik, liebe, als er diese Neigung gegen andere abgemessen und erprobt hat. Dieses Eine, verehrteste Frau, steht zuvörderst unläugbar fest, und von Ihnen kann ich nicht anders annehmen, als dass Sie nur der Überzeugung hiervon bedürfen, um den Wunsch Ihres Sohnes, der Musik ganz sich zu widmen, auch zu dem Ihrigen

zu machen .... Geben Sie willig, gern und schnell dazu Ihre Zustimmung, dass Ihr Sohn nicht einen Augenblick mehr im Zwange gegen seine wohl begründete und geprüfte Neigung lebe; gestatten Sie ihm, dass er zunächst das bevorstehende Winterhalbjahr hier in Zürich bei mir zubringe, um unter meiner Anleitung, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ritter, das praktische Fach eines musikalischen Dirigenten zu erlernen; erwarten Sie mit Ruhe, welche weitere Wendung seine Laufbahn als praktischer Künstler nimmt; vertrauen Sie hierin auf Alles, was in meinen geringen Kräften steht, namentlich aber was unser Freund Liszt vermag, um ihm förderlich zu sein, — und in allen Fällen, wo ihm Prüfungen be-

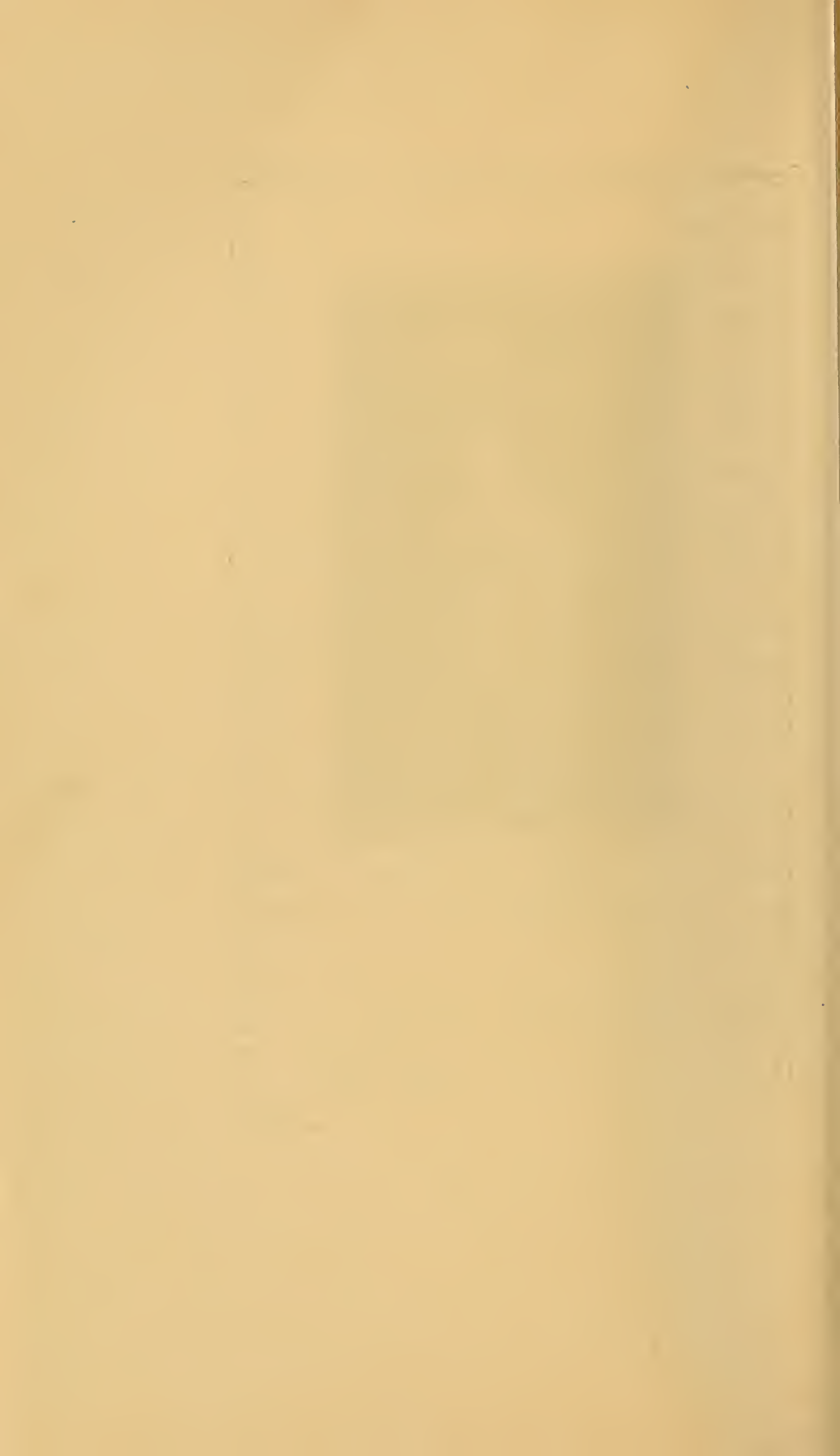
vorstehen, wo Not ihn drängt, wo er der Hilfe bedarf, tun Sie, — was nur irgend in Ihren Kräften und Ihrem Vermögen steht, um mit aufopferndster Hülfe ihn zu unterstützen! So werden Sie die Genugtuung erhalten, einen tüchtigen, vielleicht bedeutenden Künstler Ihren Sohn zu nennen, einen frohen, selbstbewussten Menschen der Welt geschenkt, und den köstlichen Genuss wahrester und innigster Liebe dieses Sohnes und Menschen sich gewonnen und gewahrt zu haben!"

Aus einem vom 12. Oktober datierten Briefe Wagners an Eduard von Bülow erfährt man den Hauptinhalt der Antwort der Frau von Bülow an Wagner.*) Sie hatte unumwunden ausge-

*) BBr. I, 258.



Richard Wagner



sprochen, dass sie Wagners Einfluss als Mensch auf Hans für gefährlich erachtete. Daraus ergibt sich auch der Inhalt der nicht bekannt gewordenen Antwort der Mutter an ihren Sohn. Selbst Liszts Bitten*) hatten keinen Erfolg. Hans, durch des Vaters Zureden nahezu überredet, war schon zur Rückreise nach Berlin entschlossen, selbst ohne Wagner zu sehen, wie er das seinem Vater bei seiner Ankunft hatte versprechen müssen, als Ritter mit einem Briefe Wagners ankam, der ihn veranlasste, trotz des elterlichen Verbots, stehenden Fusses nach Zürich zu gehen und dort unter Wagners Leitung am Theater die Musikdirektorstelle

---

*) Vgl. Liszts Brief an Franziska von Bülow. BBr. I, 256 f.

zu verwalten. „Wir machten“, erzählt er später seiner Schwester, „die Fussreise in zwei Tagen, anfänglich, um etwaigem Einholen von Papas Seite zu entgehen, später, weil ich mich prüfen wollte, ob ich die Energie besässe, in dem fürchterlichsten Wetter, unter unaufhörlichem Regen und Sturm diese kleine Strecke zu Fuss zurückzulegen. Es hat mir merkwürdigerweise nichts geschadet. Zerschlagen kam ich an; doch den andern Morgen war ich ziemlich munter und erholt . . . . . .“ Im Schlosse zu Ötlishausen hatte sein plötzliches Verschwinden über Nacht zunächst grosse Überraschung hervorgerufen. Der Vater aber fand bald den wahren Grund: Hans ist zu Wagner nach Zürich gegangen. Sofort nahm er

von Rorschach, der nächsten Station, Post, um nach Zürich zu fahren. Hier kam es zu einer ergreifenden Szene zwischen Vater und Sohn; Hans fiel ihm zu Füssen und bat, ihn Musiker werden zu lassen*). Der Vater, gut und leicht besänftigt, wie er war, gab nach und suchte sich allmählich über des Sohnes raschen und kühnen Entschluss zu beruhigen. In dieser gefassten Stimmung schrieb er einen Brief an Wagner, in welchem er sich damit einverstanden erklärte, dass Hans Musiker würde. Die bevorstehende Tätigkeit Hansens in Zürich berührte er indessen seltsamerweise in diesem Schreiben gar nicht, im Gegenteil bittet

*) BBr. I, 244. Bericht der Frau Louise von Bülow, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

er nur Wagner um Rat, wie sich Hans „von jetzt ab“ für eine längere oder kürzere Zeit in Berlin zweckmässig mit Musik beschäftigen könne. Dieser Unklarheit des Vaters und der daraus hervorgehenden Annahme, Hans habe es doch mit seinem entscheidenden Schritte nicht so ernst gemeint, tritt nun Wagner mit einem weiteren höchst bemerkenswerten Schreiben vom 12. Oktober entgegen: „Das Talent Ihres Sohnes ist so weit ausgebildet, dass ich ihm jetzt durchaus nichts anderes anzuraten gehabt hätte, als sich der Anwendung seiner Kenntnisse auf die Praxis zu befleissigen, um durch diese Praxis zugleich noch das zu erlernen, was zu erlernen einzig ihm übrig bleibt. Unter dieser Praxis haben wir Musiker nichts

anderes, als die tatsächliche Ausübung der Musikdirektion zu verstehen: wie Ihrem Sohne hierzu in Berlin Gelegenheit hätte geboten werden können, vermag ich nicht zu begreifen, da ich nur so viel weiss, dass es für junge, praktisch noch unerfahrene Musiker überhaupt ungemein schwer ist, in eben diese praktische Laufbahn einzutreten. — Es war ein besonderer Umstand, der mir zufällig in Zürich es in die Hand gab, über die hiesige Musikdirektion zu verfügen; und Ihr Sohn, sobald es ihm mit dem musikalischen Berufe Ernst war, musste ebenso begierig die von mir ihm gebotene Gelegenheit zu seiner praktischen Ausbildung ergreifen, als seinen Eltern, wenn es ihnen wiederum damit Ernst war, diese Gelegenheit ih-

rem Sohne zu verschaffen, es günstig erscheinen musste, die dargebotene ergriffen zu sehen. — Allein gerade hieran stiess es sich von Seiten seiner Eltern. Hansens Mutter hat sich unumwunden dahin ausgesprochen, dass sie meinen Einfluss als Mensch auf ihn für gefährlich erachte. Nicht weil ich mich hierdurch für beleidigt hielt, sondern weil ich die Unmöglichkeit ersehe, das Vorurteil der Mutter gegen mich zu brechen (es sei denn, sie würdige mich durch ihren Umgang einer näheren Bekanntschaft!), bin ich für meine Person daher gegen Frau von Bülow zu fernerem Schweigen genötigt, während ich es dagegen natürlich nur noch mit dem zu tun haben kann, der mir vertraut, und zwar nur dann, wenn

er mir dies aus freien Stücken beweist.

Sie, hochgeehrtester Herr, fühlen sich zu dem Wunsche gedrängt, es möge der Ansicht von Hansens Mutter gewillfahrtet werden, und zwar (wie Sie mir erklären) lediglich aus dem Grunde, ihr Ihrerseits keine kränkende Berührung zuzufügen. Habe ich hierin Ihrem Zartgefühle gebührende Anerkennung zu zollen, so muss ich nichtsdestoweniger doch aufrichtig beklagen, dass aus Verwickelungen und Rücksichten, die mit der Neigung, den Fähigkeiten und dem wirklichen Lebensglücke Ihres Sohnes nicht das mindeste gemein haben, diesem jungen Manne eine wesentliche Beeinträchtigung für eine gesunde und natürliche Gestaltung seiner

künstlerischen Lebensverhältnisse entstehen sollte. — Oder dürfte der Fall für nicht so bedeutend gehalten werden können? Gewiss, er ist so bedeutend.

Wo Ihnen Mängel in der Entwickelung des Charakters Ihres Sohnes aufgestossen sind, rühren diese, bei genauer Prüfung, nur aus der Unentschiedenheit dieser bisherigen Charakterentwickelung her. Es liegt hier derselbe Kampf zwischen innerer Neigung und äusserem Zwange zu Grunde, der bis auf einen gewissen Punkt die innere Neigung wohl stärken kann, über diesen Punkt hinaus sie aber nur schwächen, die eigentliche Fähigkeit zersplittern, und dem äusseren Zwange nur ein totes Opfer zuführen muss. Gewiss werden Hansens Eltern ihren Sohn oft

schon in der gewissen Unwahrheit gegen sie angetroffen haben, die hier nur das Resultat eines schwankenden, unnatürlichen Kampfes des Uneinsseins mit sich und seiner Umgebung ist: wird dieser Kampf noch länger fortgesetzt, so kann ihnen nur vollkommene Zerfahrenheit, innere und äussere Unliebe, oder endlich wohl bitterlichste Feindschaft lohnen.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung, die Sie mir vielleicht als unstatthaft vorwerfen dürfen! — Ich komme dagegen zur Sache.

Sie hielten es für gut, Ihrem Sohne bei seinem Aufenthalte in der Schweiz selbst einen Besuch bei mir in Zürich zu verwehren. Ich nehme an, dass Sie dies aus denselben Gründen taten, die

Sie überhaupt in dieser Angelegenheit bestimmten, und nichts Feindseliges gegen mich enthielten, — nur in dieser Annahme kann ich Ihnen überhaupt schreiben. Bloss dies eine hatte ich zu ersehen, dass es Ihnen — ich gebe zu, aus Rücksicht auf Hansens Mutter allein — darauf ankam, Ihren Sohn nicht mit mir in Zürich, wo ihm gerade die Gelegenheit zum schnellen und bestimmten Antritt des künstlerischen Berufes offen stand, zusammenkommen zu lassen. Gerade hieraus glaube ich aber mit ersichtlicher Deutlichkeit sehen zu müssen, dass es Hansens Eltern — selbst abgesehen von ihrer Stimmung gegen mich — überhaupt auch darauf ankam, Ihren Sohn doch noch von der wirklichen Wahl des musikalischen Berufes

abzubringen; seine Neigung dafür schien Ihnen vielleicht so stark auf seiner persönlichen Neigung zu mir begründet, dass sie annehmen durften, jene würde sich mit der Zeit schwächen, wenn dieser die Nahrung benommen wäre.

Ich gestehe, dass der hierauf begründete Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Eltern Hansens in Bezug auf ihre Zustimmung zu seiner Berufswahl in mir stark ist, und dass er, da er weniger mich, als das künstlerische Lebensglück Ihres Sohnes berührt, mir die Kraft gegeben hat, es auf mich zu nehmen, Ihre Beschlüsse auf einen Augenblick zu durchkreuzen. Ich hatte mir zu sagen, dass ich in der schwebenden Angelegenheit Ihren Sohn, seine Fähigkeiten und das zu ihrer vollen

Entwickelung Nötige richtiger zu beurteilen im Stande sei, als seine eigenen Eltern, die hierin ohne wirkliche Sympathie für ihn blieben. — Hans machte in seinem letzten Briefe an mich den schmerzenden Eindruck eines in jeder Hinsicht Gezwungenen: da er sich namentlich aber auch dadurch beängstigt fühlte, dass er für die Möglichkeit seines Auskommens in Zürich, wenn er trotz des Wunsches seiner Eltern hierherkäme, besorgt sein zu müssen glaubte, so war es mir nur angenehm, durch genaue Darlegung der ihm hier eröffneten Stellung, ihn wenigstens hierüber beruhigen zu können, sodass ich es ihm allein anheim stellen konnte, nach der Kraft seiner stärkeren Neigung mit Bestimmtheit zu entscheiden. —

Karl Ritter wünschte Hans persönlich zu sehen und zu sprechen: nach Empfang meines Briefes hat sich Ihr Sohn bestimmt gefühlt, der Ungewissheit seiner Lage ein Ende zu machen, und zwar auf eine Weise, die Sie wohl kränken muss, wenn Sie beim Zurückhalten Ihres Sohnes von Zürich vollkommen nach eigener Ansicht verfuhren, die Sie aber innerlich gut heissen werden, sobald auch Sie hierbei nicht frei waren und den Vorteil überlegen, den Hansens eigenmächtiger und von Ihnen nicht unterstützter Schritt Ihnen gegen dessen Mutter zuweist.

Jedenfalls muss ich es dahingestellt sein lassen, ob es Sie erfreut, wenn Sie jetzt durch mich erfahren, dass Ihr Sohn mich durch die Stufe, auf die er bereits

als Künstler gelangt ist, wahrhaft überrascht hat, dass ich in ihm einen ganz ausserordentlich befähigten und schnell entwickelten Künstler erkannt habe, und so grosse Hoffnungen auf ihn setze, dass ich — verzeihen Sie mir! — Ihre mir etwa zugezogene Ungeneigtheit für jetzt gegen den Gewinn dieser Hoffnung mit in den Kauf nehme, da ich weiss dass auch diese Ungeneigtheit durch Gewahrung des Erfolges sich gewiss verlieren wird. Ja, ich weiss, Sie danken mir einst ebenso sehr, als Sie Ihren Sohn lieben!

Mit grösster Hochachtung verbleibe ich, hochgeehrter Herr,

Ihr sehr ergebener

Richard W agner."

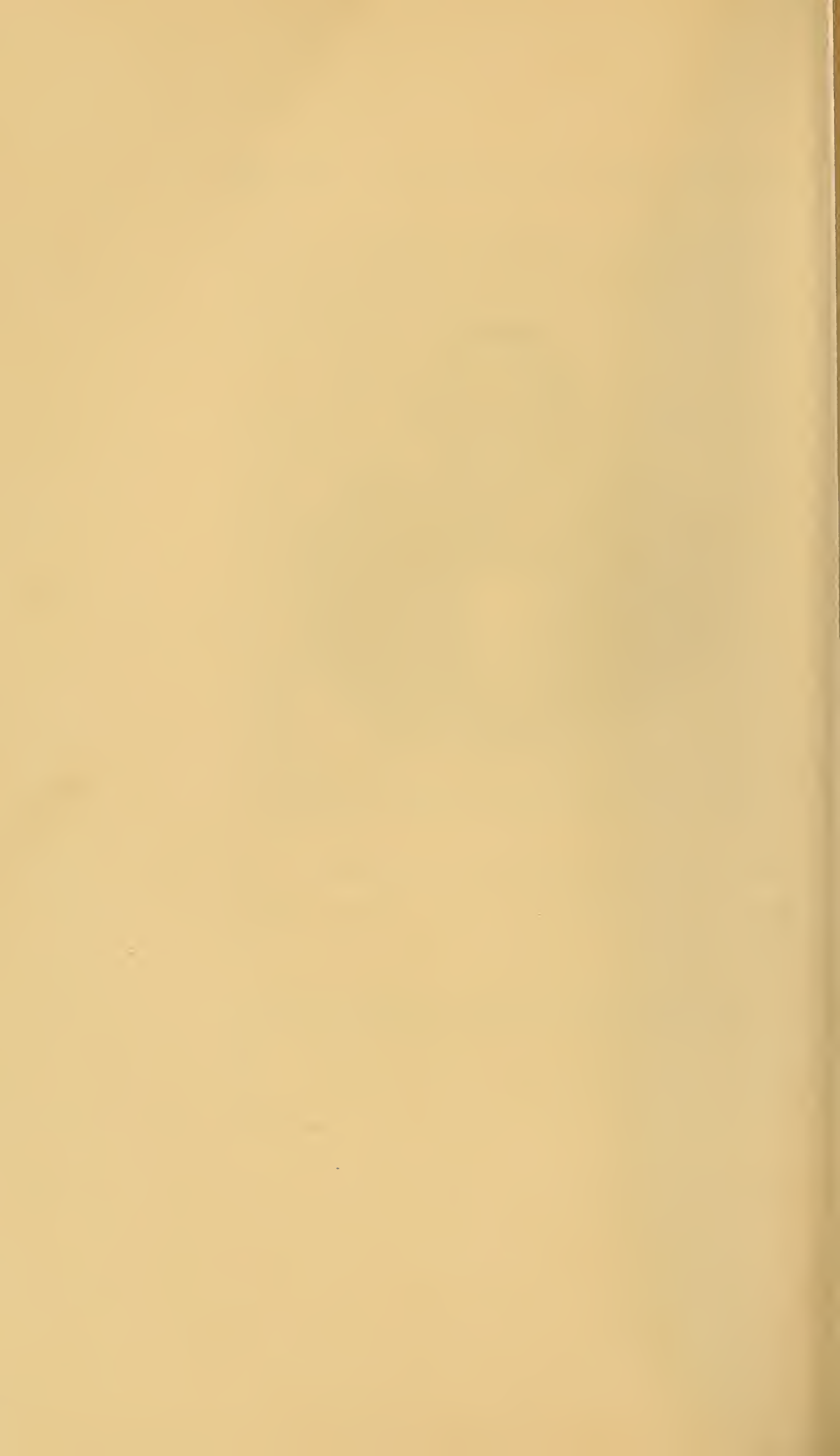
Der unheilvolle innere Zwiespalt zwischen Vater und Mutter, den man äusserlich so sehr wie möglich durch gegenseitige Rücksichtnahme und Konzessionen mildern und möglicherweise ganz verdecken wollte, traf Hans von Bülow am schlimmsten und nachhaltigsten. Vorurteile über Vorurteile, von denen seine Eltern befangen waren, und der Mangel eines festen, klaren Willens, den eine höhere Einsicht hätte leiten müssen, schufen ihm bei seinem zarten Gemüt, seiner Verehrung für den Vater und der wahrhaft rührenden Hingebung an die Mutter, ganz abgesehen von den Seelenqualen, so viele und schwere materielle Schwierigkeiten, dass nur die grösste Fähigkeit und die glühendste Begeisterung für die Kunst sie überwinden

konnten. Zunächst half ihm wohl die völlig neue und ihn fesselnde, sehr angestrengte Tätigkeit in den Opernproben über physische Leiden hinweg. Am 16. Oktober dirigierte er er zum erstenmal eine Oper und zwar „Die Regimentstochter". Der Erfolg, auch in der Kritik, war so günstig, dass Wagner in den nächsten zehn Tagen (bis zum 26. Oktober) ihm bereits viermal den Dirigentenstab anvertraute. Freilich fehlte es nicht an den üblichen Theaterintriguen gegen den „jungen" und „ungeübten" Kapellmeister, aber Wagner wusste sie, für jetzt wenigstens noch, durch sein Ansehen und seine Autorität zu unterdrücken. Sodann übte auch die bisher ungewohnte „Bohême" in der neuen, notgedrungenen Lebensweise



Jugendbildnis Hans von Bülows

Vorlage (Stich von A. Weger) aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.



ihre Anziehungskraft. Ritter und Bülow lebten ihrem Gehalt, zusammen 50 Gulden für den Monat, entsprechend, wohnten Öthenbacher Gasse in der Akazie, vier Treppen hoch, und frühstückten selbst zubereitete Wassersuppe; der Kaffee kam zu teuer. Zu Mittag assen sie bei Wagner, dessen Frau in liebevoller Sorge um die beiden jungen Leute es an nichts fehlen liess. Der Kommunismus zwischen Bülow und Ritter ging so weit, dass Bülow, da seine Sachen ihm noch nicht von Ötlishausen nachgesandt waren in der Erwartung der Zurückkehr des Flüchtlings, in den Kleidern Carl Ritters einher stolzierte. Der Vater hatte ihm seiner Zeit, bei der Begegnung in Zürich, überlassen, sich mit der Mutter selbst auseinander zu setzen. Hans versuchte

das in einem langen Briefe an dieselbe, er bekennt sich der gewaltsamen Verletzung aller kindlichen Pflichten schuldig, aber er könne seine Tat „rebellischen Ungehorsams“ gegen die Mutter nicht bereuen. Das schmerzlichste sei ihm die Befürchtung, die Mutter könne sich gänzlich von ihm wenden, ihn nicht mehr als Sohn anerkennen, seine Briefe ungelesen vernichten. Darüber wünscht er Klarheit zu haben. Er könne nicht glauben, dass ihre Antipathie gegen den Mann, den er so hoch verehre und der durch die warme herzliche Teilnahme, durch die väterliche Fürsorge für ihn sich die grössten Ansprüche auf seine Liebe und Dankbarkeit erworben habe, so weit gehen könne, dass sie ihr die Liebe zum eigenen Sohne aus dem

Herzen reisse. „Dass ich nur zur Musik Lust, wahre Neigung habe, dass nur in diesem Berufe mir trotz äusserlicher Qual und Plage, Glück und innere Zufriedenheit zu Teil werden könne, das war längst reiflich in mir erwogen; . . . . und es war nur noch die Frage: kann ich die Entscheidung aufschieben, bis ich ausstudiert, d. h. ein halbfertiger Jurist geworden bin . . .? Ich glaubte immer, ausharren zu können, aber nahe daran war ich oft, in Leipzig und Berlin, einen gewaltsamen Entschluss zu fassen, zu der Ausführung dessen zu schreiten, was ich jetzt getan habe. Wagners Briefe nach Ötlishausen an mich haben meinen Entschluss beschleunigt, haben ihn vollendet . . . Als Du mir schriebest, Du willigest ein, dass ich

selbst schon jetzt mich der Musik widme, spiegelte mir mein Vater vor, Du habest die Hauptsache gewährt, nur die Nebensache verweigert*), und ich habe Unrecht, beides mit einander zu verwechseln. Papa hatte unrecht gegen Dich gehandelt; später wird er seine Ubereilung bereut und es für seine Schuldigkeit erachtet haben, Deine Pläne und Willensmeinungen nicht zu durchkreuzen . . . . . Ich musste handeln, ganz handeln, keine Brücke zur Rückkehr, zu etwaiger Reue bestehen lassen. Jetzt ist's entschieden, ich werde Musiker, ich tue, was ich nicht lassen kann, und ich hoffe so, ein glücklicher, zufriedener

---

*) Unter Hauptsache hatte Bülow offenbar die Beschäftigung bei Wagner verstanden.

Mensch werden zu können . . . Wäre es Dir wirklich gleichgültig, wenn ich jetzt stürbe? . . . Möge Isidore Dir Freude machen; ich kann es nicht, so wie Du willst. Mögest Du mir einmal eine Zeile schreiben, wenn Dein Unwille sich etwas gelegt hat. Ich werde Dir stets so lange schreiben, bis Du mir es verbietest."

Noch im Laufe des Monats Oktober wurde Hansens Verhältnis wenigstens zum Vater wieder das alte, liebvertraute, wohl die Folge eines Besuches, den der Vater, möglicherweise am 14. Oktober, als Hans zum ersten Mal dirigierte, oder gelegentlich des bald zu erwähnenden Konzerts, in Zürich abstattete. Etwa Mitte November spielte er bereits im 1. Abonnements-Konzert (er erhielt dafür 40

Franks als Honorar) „zwei brillante und verblüffende (was hier bei einem Debut per se notwendig ist) Kleinigkeiten von Kullak und Liszt über Norma und Lucia"; im 2. oder 3. Abonnements-Konzert soll eine Beethovensche Sonate und Liszts Tannhäuser-Paraphrase folgen, wozu er den Vater „herüber" zu kommen jetzt schon bittet. Auf die „Regimentstochter" waren „Zar und Zimmermann", „Barbier von Sevilla" und „Fra Diavolo" gefolgt; auch die Posse: „Einmalhunderttausend Thaler" hat er geleitet. Während er bei der Lortzingschen Oper gänzlich unvorbereitet für den erkrankten Wagner einspringen musste, gelang die Rossinische auf das beste: „ich hatte die Partitur im Kopfe, war der Sache mächtig und sicher, und Alles ging vor-

trefflich.“ Dieser Erfolg war für ihn ausserordentlich wichtig. Das Publikum wie die Sänger und das Orchester verlangten beständig Wagner als Dirigenten; nun hatte er beiden Teilen den Beweis geliefert, dass nicht bloss die Persönlichkeit des Dirigenten, sondern die musikalisch tüchtigen Kräfte überhaupt rechtschaffene Teilnahme verdienten, „und so bin ich mit dieser Vorstellung, in der ich von mancher Seite freundliche Gratulationen erhielt, etwas fester im Sattel geworden“.

Freilich nach der nicht recht gelungenen Auberschen Oper sank das Stimmungsbarometer wieder erheblich. Ja selbst Mozarts Don Juan fand nur geringes Verständnis, trotzdem Wagner die italienischen Rezitative in einen deutschen

gesprochenen Dialog neu übertragen, einige sogar in der ursprünglichen Secco-Form mitaufgenommen, und in szenischer Beziehung vortreffliche Umgestaltungen vorgenommen hatte, durch die in die ganze dramatische Handlung ein vernünftiger Zusammenhang gebracht wurde*). Bülow erinnerte sich angesichts dieser Mozart-Aufführung an die Dresdner Kritik, die Wagner vorgeworfen hatte, er dirigiere Mozart absichtlich schlecht und könne aus eitler Selbstüberhebung diese Art Musik nicht leiden: „dieses warme, leben-

---

*) Das Nähere s. BBr. I, 273. Die von Bülow ausdrücklich hervorgehobene Reformbedürftigkeit besteht trotz aller neueren und neuesten Versuche, vielleicht sogar gerade wegen derselben, jetzt noch erst recht.



Frz. Abt



dige, sich so durch uneigennützige Ta aussprechende Kunstgefühl .... wird keiner dieser Pseudoverehrer je an den Tag legen".

Indessen die Züricher Kapellmeistertage waren bald vorüber; am 2. Dezember schon dirigierte er zum letztenmal in der Oper „Die Stumme von Portici". Die erste Sängerin, Frau Rauch-Wernau, hatte ihren Kontrakt gekündigt, da sie nicht mehr unter Bülows Leitung singen wollte. Zum Unglück war sie beim Publikum so beliebt, dass der Theaterdirektor ruiniert gewesen wäre, wäre sie fortgegangen. Folglich musste Bülow gehen, aber Wagner ging mit ihm, trotzdem eine Aufführung des Fliegenden Holländers (eigentlich schon für den

24. November) in Aussicht genommen war*).

„Für meine Zukunft, für die nächste, wird Wagner schon sorgen" — diese Worte Bülows in dem Briefe, der dem Vater dieses Vorkommnis berichtete, gaben Anlass zu einer neuen Aufregung; der Vater drohte, sich ganz von ihm lossagen zu wollen, wenn er bei Wagner in Zürich ohne jede andere praktische Tätigkeit verbleiben wolle.

---

*) Franz Abt, der bekannte Liederkomponist, wurde Wagners bezw. Bülows Nachfolger. Wie es möglich war, dass an einem Orte wie Zürich das Schicksal eines Theaters so ganz dem Zufall, bezw. „dem Glück" preisgegeben sein konnte, darüber berichtet Wagner selbst in seiner Schrift: „Ein Theater in Zürich".

Hans bleibt demgegenüber unerschütterlich und schreibt, offenbar im ganzen wie im einzelnen von Wagner inspiriert: „Ich bin durch meine energische Tat zum Mann geworden; ich habe ein Gewissen und eine Überzeugung, nach der ich fest handle, und ich glaube, die sind von Jedermann zu achten .... warum nicht sagen: „fahre fort, wo Du angefangen; meine herzlichsten Glückwünsche begleiten Dich; Du hast Dich bis jetzt noch nicht so schlecht bewährt, dass ich Dir gar kein Vertrauen schenken dürfte“ .... Spare Dir die Vorwürfe, bis ich einen ernsten Fehl begangen! ... Willst Du mir desshalb Deine Liebe entziehen, dass ich Wagner ... über Alles stelle, so muss ich Dir mit Tränen sagen: nun, da tue es

und füge sie Deinem Willi*) hinzu, dem ich die Kindesliebe meinerseits gewiss in Bruderliebe verwandeln will. Aber glaube mir, ich bin so fest, dass ich nichts scheue und alle Konsequenzen meines Tuns vollbewusst auf mich nehme. Die Rückkehr zu meiner Mutter ist unmöglich . . . ich sehe, dass ihr Fanatismus**) stärker ist als die Mutterliebe. Das erleichtert mir das Herz."

Als Bülow diese im Augenblick der Erregung abgefassten, mutigen und zuversichtlichen***) Worte an den Vater

---

*) Ältester Sohn aus Eduard von Bülows zweiter Ehe.

**) Gegen Wagner und die Theaterlaufbahn.

***) Aus einer im Briefe an den Vater vermerkten Kleinigkeit geht Bülows grimmige Stimmung in dieser Zeit deutlich hervor. Er

schrieb, hatte er bereits ein Engagements-Anerbieten als Musikdirektor nach St.-Gallen in der Tasche. Hauptbedingung war baldiges Eintreffen; Ritter ging mit Bülow ebendahin, um als Chordirektor unter Bülows Leitung seine Operntätigkeit zu beginnen. Am 10. Dezember bereits trafen beide in St.-Gallen ein. Hier waren die Verhältnisse insofern günstige, als Bülow eine selbständige Stellung hatte, wenn auch freilich die Opernkräfte mit denen in Zürich nicht zu vergleichen waren. Am 15. dirigierte er bereits Lortzings Waf-

---

schreibt: „Grüsse Louise“ (zweite Frau seines Vaters) „und danke ihr für die wollenen Socken. Ich brauche sie nicht, da ich bei der ziemlich starken Kälte dennoch in meinen baumwollenen nicht friere. Übrigens härte ich mich systematisch ab.“

fenschmied: „das Haus war sehr voll, das Publikum dankbar“. Wie viel mit diesen wenigen Worten gesagt war, geht aus Hansens Bericht an seinen — inzwischen wieder versöhnten — Vater hervor, in dem er ihm mitteilt, dass sein gar nicht einmal vollzähliges Orchester aus lauter Dilettanten zusammengesetzt sei*); dass er — man vergegenwär-

*) „Die Mitspielenden waren teils Kaufleute, Advokaten, auch Beamte und ein paar Musiker von Fach. Der Theaterdirektor Herbort . . . . hatte mich sehr dringend gebeten, die Herren recht delikat zu behandeln. Ich verband mit der eisernsten Strenge und oft bis zu massloser Heftigkeit sich versteigenden Energie, doch soviel amikale Höflichkeit, dass mir die Herren . . . . erklärten, ich sei bereits sehr liebgewonnen ihrerseits, sie machten sich's zum grossen Vergnügen, von mir dirigiert zu werden, und würden, wenn es ihre Berufsge-



Albert Lortzing

Nach dem Gemälde von W. Souchon
(Im Besitze der Tunnel-Gesellschaft in Leipzig)
Photographiert von A. und F. Naumann in Leipzig



tige sich: bei Lortzings Waffenschmied, einer sehr leichten Oper — in der ersten Probe fast zur Überzeugung gelangt war, mit solchem Material sei nichts anzufangen, „denn es ging gar nicht einmal infam, es ging gar nicht". Trotzdem hatte er die Leute nach drei Proben so weit, „dass es ohne eklatanten Durchfall abgegangen". Stolz fügt er hinzu: „Wagner hat recht, wenn er sagt, ich habe ein grosses Talent zum Dirigenten". Mit welcher unfassbaren Schnelligkeit er in seinem neuen Wirkungskreis der künstlerische Mittelpunkt, um den sich alles musikalische Leben dreht, geworden ist, geht daraus hervor, dass er noch nicht 14 Tage seit

---

schäfte erlaubten, gern alle Proben halten . ."
BBr. I, 280.

seiner Ankunft in St.-Gallen nicht bloss die sämtlichen Opern dirigiert, sondern in einem Konzert mit zwei Klavier-Vorträgen, ferner mit einem Sextett aus Don Juan und Stücken aus Rienzi von Wagner im eigentlichsten Sinne Furore gemacht, die übrigen exekutiven Grössen in Grund und Boden gespielt hat und eine Autorität geworden ist. Sogar das St.-Galler Tageblatt hat ihm seine Spalten geöffnet, und es berichtet*) über ein Konzert am

*) Allerdings anonym. Vgl. BBr. I, 285. Noch ein anderer Zeitungsbericht Bülows aus der St.-Galler Zeit ist erhalten: über Freytags „Valentine". Aus Gefälligkeit gegen einen Schauspieler übernahm er es, einen Artikel über jenes Stück zu schreiben, um dem Benefizianten „die Leute ins Haus zu locken". Der Artikel befindet sich im St.-Galler Tageblatt vom 25. Febr. 1851.



Louise von Bülow
geborene Gräfin Bülow von Dennewitz

(Späteres Bild, 1893) Original im Besitze des Herrn
Amtsgerichtsrat Wilhelm von Bülow in Berlin



Stephanstage, also am 26. Dezember, in welchem der Sohn des damaligen Domkapellmeisters Greith, ein sehr talentvoller, tüchtiger Komponist, ein Oratorium und andere Kompositionen von sich aufführte. Zu dem Zweck verkürzt er sogar seinen Weihnachtsurlaub in Ötlishausen und kehrt eher zurück; denn Greith, wie „sein Vater und der Anhang dieser Leute" würden es ihm sehr verübeln, wenn er nicht hinkäme und das Werk mit bewunderte*). Dieses liebenswürdige Entgegenkommen Bülows, wie sein ruhiges Benehmen im Gegensatz zu dem Leipziger „Terroris-

*) Offenbar hatte er der Bekanntschaft mit den beiden Greiths auch die Mitwirkung der tüchtigsten Dilettanten seines Orchesters zu verdanken. Vgl. BBr. I, 286.

mus“, seine Bescheidenheit, seine Munterkeit und vor allem seine künstlerische Tüchtigkeit*) hatten ihn allenthalben in der Stadt beliebt gemacht**); in die ersten Häuser wurde er eingeladen, darunter auch, ohne die verwandtschaftlichen Beziehungen zu kennen, zu dem Bankier seines Vaters. Über alle diese Vorgänge im Leben seines Sohnes hatte der Vater heimlich genaue Nachrichten eingezogen und nimmt nun ziemlich energisch Stellung für Hans, als der Berliner Vetter, Ernst von Bülow,

---

*) Vgl. den näheren Bericht über das Konzert am 22. Dezember BBr. I, 299 f.

**) BBr. I, 295: „die angesehensten Männer der Stadt, reiche Kaufleute, Professoren, Ärzte, spielen zum Teil nur um Hansens willen, und damit das Unternehmen gelinge, im Orchester mit.“

im Auftrage der Mutter sowohl an Hans, wie an den Vater geschrieben und versucht hatte, den Familienkonflikt zu beseitigen. Für Hans hatte die Mutter zur Hauptbedingung der Versöhnung „die Verfolgung einer soliden musikalischen Carriere“ gemacht, worauf dieser erklärt, er wolle gern alles mögliche tun, aber die Zumutung eines Reuegeständnisses und der Lossagung von Wagner müsse er durchaus zurückweisen. Auch seiner Schwester, die ihm zum Geburtstage gratuliert hatte, schreibt er in einem ergreifenden Briefe, dass die Verehrung und Liebe, die er für Wagner hege, der beste Keim in ihm sei, „das, wodurch ich, wenn ich ihn gut pflegte, zu einem Menschen werden könnte, der einen bestimmten Zweck

in der Menschheit erfüllte . . . . Dass ich die grösste künstlerische Erscheinung unseres Jahrhunderts und vielleicht noch von hoher welthistorischer Bedeutung erkannt habe, ... hat in mir Ambition, Selbstgefühl, Lebenstrieb geweckt. Es wurde mir klar, dass ich ein Geisteigner dieses Mannes sein könnte, sein Schüler, sein Apostel zu werden vermöchte, und mit einem solchen Ziele . . . . schien mir das Leben lebenswert". Nichtsdestoweniger hätte seine Liebe zur Mutter doch den Sieg über Wagner davon getragen, wenn sich die St.-Galler Verhältnisse, wie wir sehen werden, nicht zu seinen Ungunsten gewendet hätten. Der Vater erwidert auf den oben erwähnten Brief des Vetters Ernst von Bülow unter ande-

rem: die Sorge der Mutter und Ernsts, dass Hans von Wagner durch und durch republikanisiert und zum Hochverräter erzogen werde, sei unnötig. Von praktischer Politik sei Hans nur so lange infiziert gewesen, als er zwischen zwei Berufsstühlen sass. In seinem Musikerberufe denke er an nichts weniger als an Politik. Trotz alledem blieb die Mutter unerbittlich, wenigstens so lange, als Hans in St.-Gallen und — Theaterkapellmeister war.

Inzwischen hatte er hier die Leiden und Freuden dieses Berufes gründlich gekostet. Eine in orchestraler Hinsicht total verunglückte Regimentstochter-Aufführung — die „ohrenzerreissende Katzenmusik", die hier im ersten Akt alle Nerven Bülows aufgeregt hatte, führte in

der Zwischenpause zu einer sehr ärgerlichen Szene mit dem Direktor, dem er erklärte, zu dieser „Schweinerei“ sei er zu gut, und wenn es nicht anders würde, ginge er augenblicklich. Nur mit Mühe war Bülow zu bewegen, die Oper zu Ende zu dirigieren. Das gesamte Personal, dem gegenüber er es ebenso wenig an Freundlichkeit fehlen liess, als er durchaus eine vornehme Zurückhaltung beobachtete, stand übrigens entschieden auf Bülows Seite, und so sah sich denn der Direktor genötigt, zunächst einen Konzertmeister zu berufen und auch sonst für eine Anzahl Fachmusiker im Orchester zu sorgen, vor allem auch Zeit zu ausreichenden Proben zu gewähren. Für den 10. Januar 1851 war der Freischütz angesagt. „Ich hoffe,“

schreibt Hans zuerst dem Vater, „es wird leidlich scheusslich gehen“ — aber wenige Tage darauf spricht er bereits die Erwartung aus, es werde für St.-Gallen eine „recht erträgliche“ Aufführung werden; namentlich seien die Streicher gut besetzt, Posaunen freilich und eine zweite Trompete*) fehlen. Trotz-

*) Bei der Trompete half Caspar Raff, der Bruder Joachims, aus. Er war Bülows Klavierschüler und machte sich dafür im Orchester abwechselnd als Violinspieler und Trompeter nützlich. (BBr. I, 300 f.) Was Frau Musikdirektor Meyer aus St.-Gallen in einem Briefe an die Herausgeberin der Bülow-Briefe (s. I, 287) mitgeteilt hat, mag wohl auf einer Erzählung Bülows beruhen; aber Bülow hat hier der Frau Meyer nicht Selbsterlebtes, sondern lediglich jene altbekannten und allverbreiteten Anekdoten erzählt; die von den beiden Fagottisten (hatten sie nichts zu spielen, so

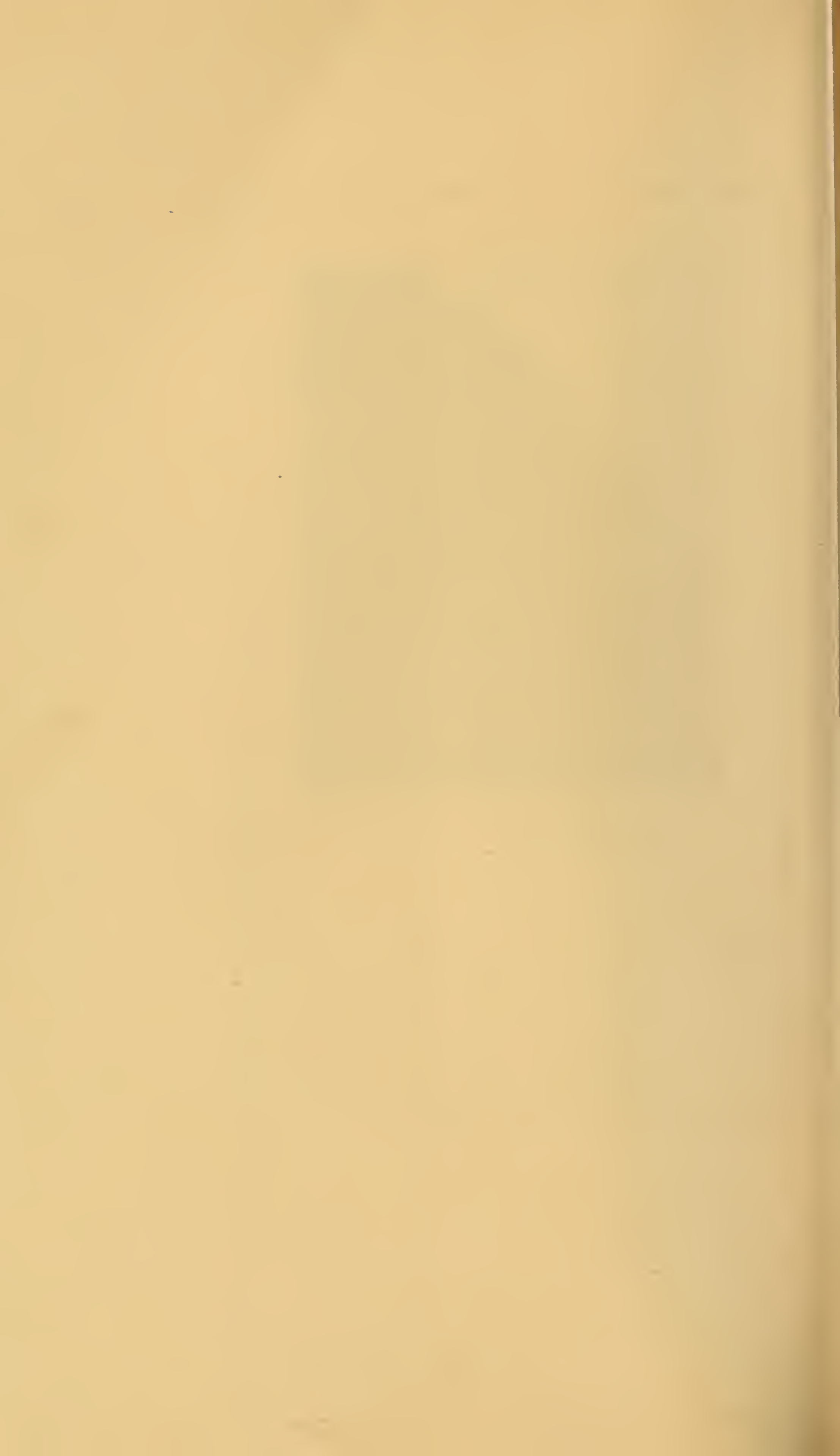
dem freut er sich auf die Aufführung, die am 12. in Anwesenheit des Vaters vor sich ging und von Hans, „ohne die Partitur anzusehen", „in jeder Beziehung als Meister" dirigiert wur-

---

schwebte der Kapellmeister in der Angst, sie könnten einsetzen und winkte ab, sollten sie einsetzen, bekam er erst recht Angst und winkte wieder ab), und die vom taktfesten pausierenden Pauker, der während der Pausen — sie weiterzählend — seinen Kaffee (nach anderen Versionen Grog, Cognac etc. in infinitum) trinkt und zur richtigen Stelle wieder im Orchester ist und einfällt. Diese Paukenanekdote knüpfte sich mit Vorliebe an den berühmten Pauker Pfundt des Leipziger Gewandhaus-Orchesters. Wohl mag ähnliches in St.-Gallen vorgekommen sein und jene Anekdoten waren von Bülow gut ausgewählt, aber Frau Meyer muss als Quelle für den Bülow-Biographen trotz allem ausscheiden.



Das Theater in St. Gallen



de*), Tatsächlich hatte somit, wie der Vater in stolzer Freude seinem Vetter Ernst berichtete, Hans in St.-Gallen aus Nichts eine Oper geschaffen. Dennoch setzte in der Folgezeit die Oper nahezu ganz aus, und man gab nur Possen und Singspiele. Die finanziellen Verhältnisse des Direktors gestatteten kostspielige Opernaufführungen nicht, ja es kam so weit, dass er die fällige Kapellmeistergage nicht zahlen konnte,

*) Bericht des Vaters an Ernst v. Bülow BBr. I, 295. Welche Schwierigkeiten Hans durch seine Liebenswürdigkeit zu überwinden wusste, geht u. a. daraus hervor, dass die St.-Galler Oper gar keinen Chor hatte; vielmehr musste das ganze Schauspiel- und Opern-Personal aushelfen. „Alle diese Chor-Proben wären unmöglich gewesen, wenn nicht die Damen so liebenswürdig, die Herren so guten Humors gewesen wären.“ BBr. I, 289.

und Bülow wie Ritter nicht einmal „einen Batzen in Kassa“ hatten, mit dem sie einen notwendigen Brief nach Zürich hätten frankieren können*). „Es ist himmlisch“, schreibt er in übermütiger Stimmung ob solchen Abgebranntseins seinem Vater, „so gar keinen Kreuzer zu besitzen, dafür aber eine kleine Portion Kredit. Zum Konditor kann ich nicht gehen, da erspare ich; ins Kaffeehaus kann ich jedoch gehen, und so lang mein Wirt nur weiter borgt, bin ich vergnügt und unbesorgt**).

*) BBr. I, 304.

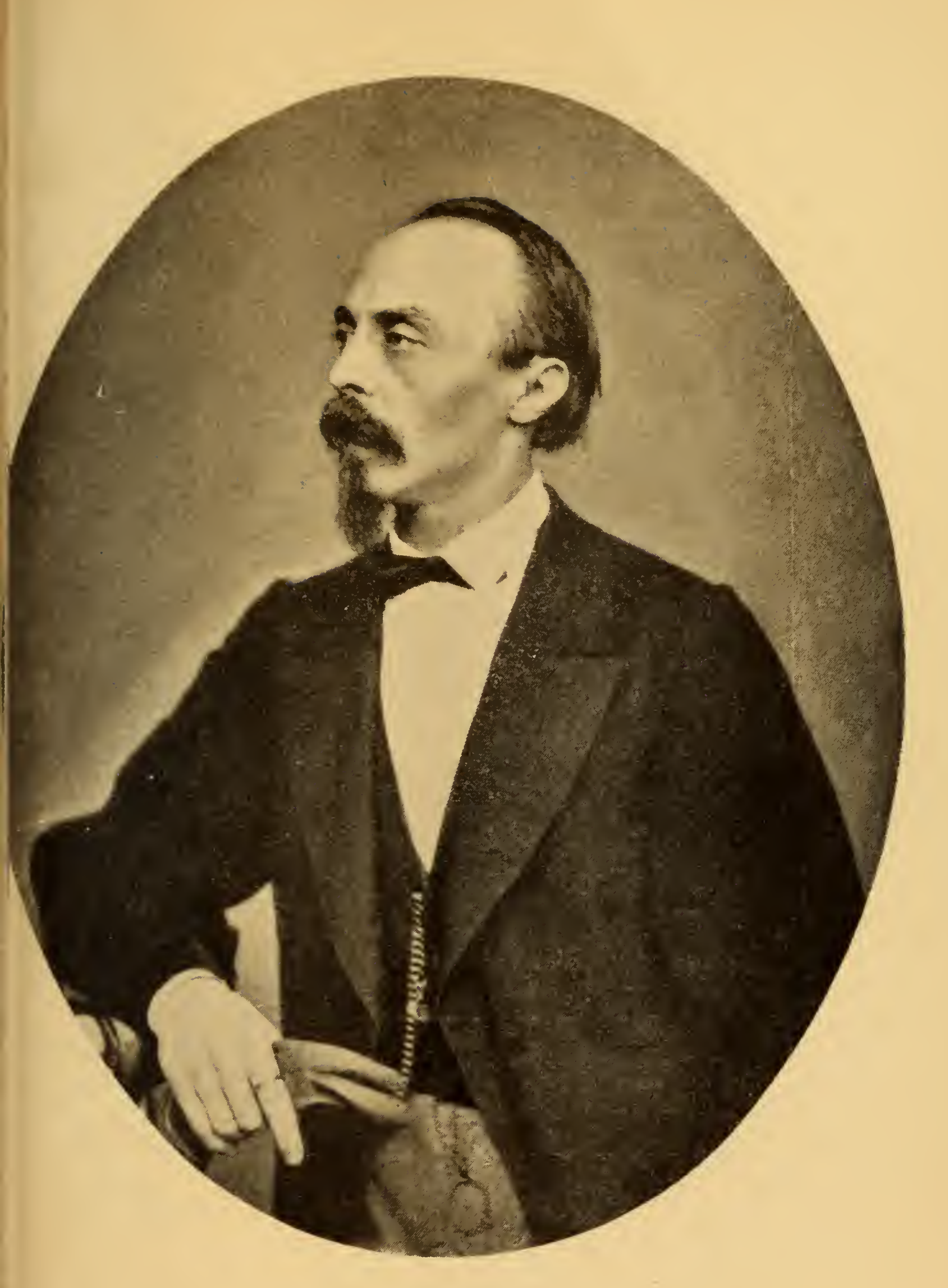
**) In ähnlicher Stimmung zitiert er einmal, auf Wagner bezugnehmend, dem es so wie ihm erging, Falstaffs: „Hole der Teufel Kummer und Sorgen; sie blähen einen auf und machen vor der Zeit dick.“ BBr. I, 306.

Wenn Herbert nicht bald etwas schickt, so steht für Dich eine tragische Katastrophe vor der Tür: Du riskierst dann stark angepumpt zu werden, wie ein Onkel.“ — Der ängstliche Vater, der den Scherz nicht verstand, hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Sohne Geld zu senden. Darüber peinliche Entschuldigungen seitens des Sohnes: er bedürfe keines Geldes und werde mit seinen Angelegenheiten selbständig fertig werden. Mit Herbort wolle er sich schon gütlich vertragen und keinesfalls vor Ende der Saison seine Stellung aufgeben. Für den nächsten Sommer habe Liszt ihm durch Wagner mitteilen lassen, dass er sich seiner annehmen und ihm raten werde, wie er Geld verdienen könne. So wechselt im St.-

Galler Leben Bülows Leid und Freude, Niedergeschlagenheit, die sich bis zu dumpfen Grabesgedanken umdüstert*), und tolle Laune und Übermut, wochenlange Beschäftigungslosigkeit und Überbürdung mit allen möglichen, aber immer höchst unerquicklichen Proben. Bei alledem vergisst er sein Klavier nicht, studiert die Lisztsche Paraphrase der Wagnerschen Tannhäuser-Ouverture und trägt sich mit Kompositionsplänen, unter anderem mit dem Entwurf zu

---

*) „Lange werde ich nicht leben, und darum will ich so leben, dass das Leben mir der Mühe wert erscheint. Ich will nicht in die Verhältnisse eingeschmiedet werden, die mir zehnmal feindlicher und verabscheuungswürdiger dünken, als der bitterste Tod, den ich dagegen als Freund anerkenne.“ BBr. I, 296.



Hans von Bülow



einer Ouverture zu Kleists Käthchen von Heilbronn. Fräulein Dardenne, die in St.-Gallen diese Partie mit grossem Erfolge gespielt hatte und deren Vielseitigkeit Hans von Bülow sehr bewunderte*), ist wohl, zum Teil wenigstens, die Triebfeder für diese Kompositions-Versuche gewesen. Das bedeutsamste musikalische Ereignis aber in seiner St.-Galler Zeit war die Aufführung der „Eroica“ in einem Konzert, das am 4. März unter Wagners Leitung in Zürich gegeben wurde. Hans spielte bei dieser Gelegenheit die Lisztsche Tannhäuser-Ouverture „ziemlich glücklich disponiert und mit viel Beifall. Wagner führte die „Eroica“ auf; ein Wunder hat er ge-

*) Vgl. BBr. I, 303, womit S. 305 zu vergleichen.

wirkt, unbegreiflich! Ich habe die Symphonie so nirgends gehört. Grossartig und hinreissend, und das Orchester folgte — genial im Parieren." Der traurige Schluss der lustigen St.-Galler Tage war sein Benefiz, oder wie er es bezeichnete, „Malefiz"-Konzert, wozu er sich nach bekanntem Usus eine Neueinstudierung, und zwar Boieldieus Weisse Dame gewählt hatte. Allein die Besetzung stiess auf Schwierigkeiten, und so sollte denn die zweite Aufführung von Zar und Zimmermann für Bülow bestimmt sein. Diese Oper fiel indessen vollständig durch, und Bülow wollte schon dankend auf sein „Malefiz" verzichten, da wurde ihm grossmütig Martha *) konzediert. Noch errang er als

---

*) Für Bülow damals schon eine musi-

Klavierspieler, in Gemeinschaft mit einem Geiger Gulomy, mit Beethovens A-moll-Violinsonate einen grossen Erfolg, noch versuchte er durch einen Ausflug nach der musikalisch sehr lebhaft empfindenden Nachbarstadt Winterthur etwas aus dem St.-Galler musikalischen Sumpfe emporzutauchen, als der Bankerott der St.-Galler Opern-Gesellschaft ausbrach. Hans kam gerade noch mit blauem Auge davon und fand bei seinem Vater auf Schloss Otlishausen freundliche Aufnahme. Der neue Frühling dieses Jahres, seine Wärme und sein

---

kalische Schreckens-Oper. Von der „letzten Rose", dem bekannten Volkslied, das, in die Oper eingelegt, die letzten zwei Akte „rettet", pflegte er zu sagen: „Eine Perle auf einem Haufen Mist."

Sonnenschein hatten sich auch mildernd und beruhigend um das Herz seiner Mutter gelegt, und so wurde denn das alte liebevolle Verhältnis wieder erneuert. Die Winternebel, der Zank und Streit waren entschwunden, und waren auch noch nicht alle Wolken entfernt, die die Zukunft des jungen Künstlers umhüllten, so leuchtete doch das Ziel nunmehr hell und klar, mild und verklärend wie jener Abendstern über der Wartburg. Und dorthin, ins Land der Thüringer, nach Weimar, ging ja jetzt auch die neue Künstlerfahrt.

Hans von Bülows direkte Vorfahren

nach: Familienbuch der von Bülow von Paul v. Bülow, Berlin 1858 nebst Ergänzungen 1873.

Gottfried II. von Bülow, Ritter, um 1231

1. Gem.: Franziska Elisab. Stoll (von Berneck) *1800 verm. 1828;
2. Gem.: Louise Gräfin Bülow von Dennewitz, verm. 1849 †1902

Legat.-Rat * 1803 1.Gem.: Anna Mar. Gruner, 2. Gem.: ...Bronikowska

Leut. 1807/26

Oberst-Leut.

Carl * 1846

mit Graf Königsmark, pr. Gesandter in Konstantinopel

...Ernst Paul Justus, preuss. Legationsrat * 2. 1. 1840

Kinder 1. Ehe: **Hans Guido** * 8. I. 1830 † 12. II. 1894

Isa * 15. VI. 1833 am 4. X. 1862 vermählt mit Victor von Bojanowski, † 1904

Oda * 10. XI. 1834

2. Ehe: Dietr. Wilhelm *4. VIII. 1850, Amtsger.-Rat in Homburg v. d. H.

Heinrich, *13. VII. 1852, Leut. im Inf.-Reg. No. 94, † 18. XI. 1870 bei Châteauneuf.

Hans von Bülows direkte Vorfahren

nach: Familienbuch der von Bülow von Paul v. Bülow, Berlin 1858 nebst Ergänzungen 1873.

Gottfried II. von Bülow, Ritter, um 1231

Hinrich II., Ritter und Rat
etwa 1270

Hinrich III., Kastellan zu Gadebusch, Ritter
etwa 1286

Gottfried V., Ritter und Rat
etwa 1298

Hinrich XII., Voigt auf Plüskow, Ritter und Rat, mit dem Beinamen: „Coluenacke“
etwa 1355

Hennecke
etwa 1388

Hinrich XVIII., der Stifter der Seitenlinie Gartow

Vicco auf Stintenburg, Ritter und kurbrandenburgischer Rat, 1443
Gem.: Gidel von Hahn

Georg auf Gartow, braunschweigisch-lüneburg. Rat, †1528
Gem.: 1) Anna von Maltzahn
2) von Alvensleben

[illegible]
Gem.: Armgart von Bartensleben

Busso auf Oebisfelde †1571
Gem.: Friedrike v. d. Asseburg

Heinrich auf Oebisfelde †1625
Gem.: Eulalia von Veltheim

Victor auf Unteramt Schrapelau †1667

Achaz auf Schrapelau
4. Gem.: Magdalena von Pufendorf

Heinrich Sigismund auf Schrapelau, preuss. Geheimrat und Landstände-Direktor †1762
Gem.: Freiin von Alemann

Johann Heinrich, kursächs.-Major 1726—68
Gem.: Katharina Sophie Victoria von Schlegell †1810 zu Dessau

Henriette, 1765—1863, vermählt mit Joh. Georg zu Berenhorst, dessauischer Oberhofmeister	Ernst, sächs. Major 1766—1842, Gem.: Concordia Dorothea Glühmann †1843	Carl, preuss. Major 1769/1813, fiel in der Schlacht bei Gross-Görschen, a. d. Spitze sein. Bataillons. Gem.: Louise v. Reichmeister

Kinder des Ernst:

Eduard, dessau. Kammerherr, 1803—1853, 1. Gem.: Franziska Elisab. Stoll (von Berneck) *1800 verm. 1828; 2. Gem.: Louise Gräfin Bülow von Dennewitz, verm. 1849 †1902	Ernst Guido 1805—1807	Ernst 1809/10

Kinder des Carl:

Ernst Carl Leopold, Geh. Legat.-Rat * 1803, 1.Gem.: Anna Mar. Gruner, 2. Gem.: ...Bronikowska	Otto preuss. Leut. 1807/26	Paul preuss. Oberst-Leut.	Jenny vermählt mit Graf Königsmark, pr. Gesandter in Konstantinopel

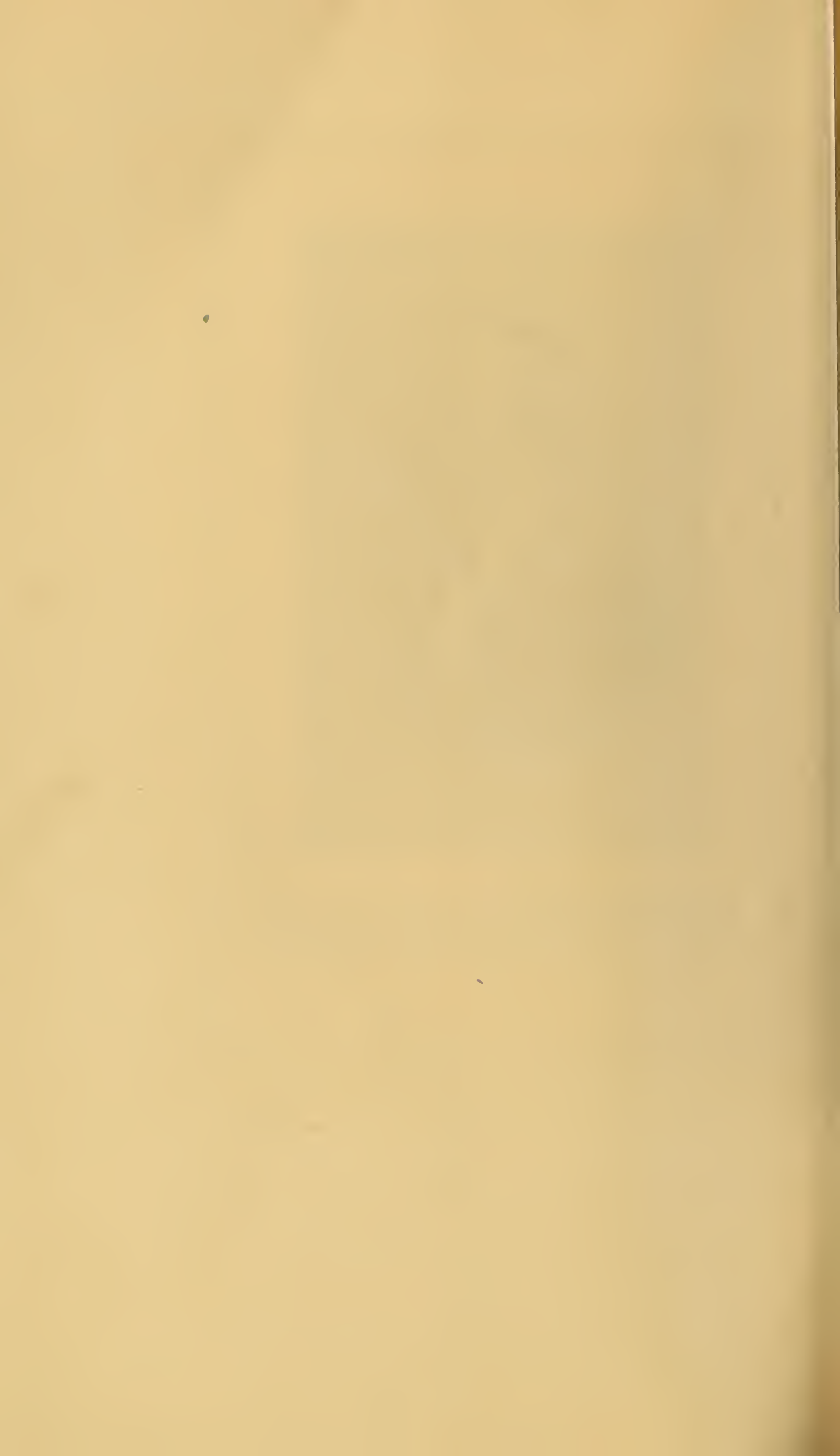
Sohn des Ernst Carl Leopold: ...Ernst Paul Justus, preuss. Legationsrat * 2. 1. 1840

Sohn des Paul: Carl * 1846

Kinder des Eduard:

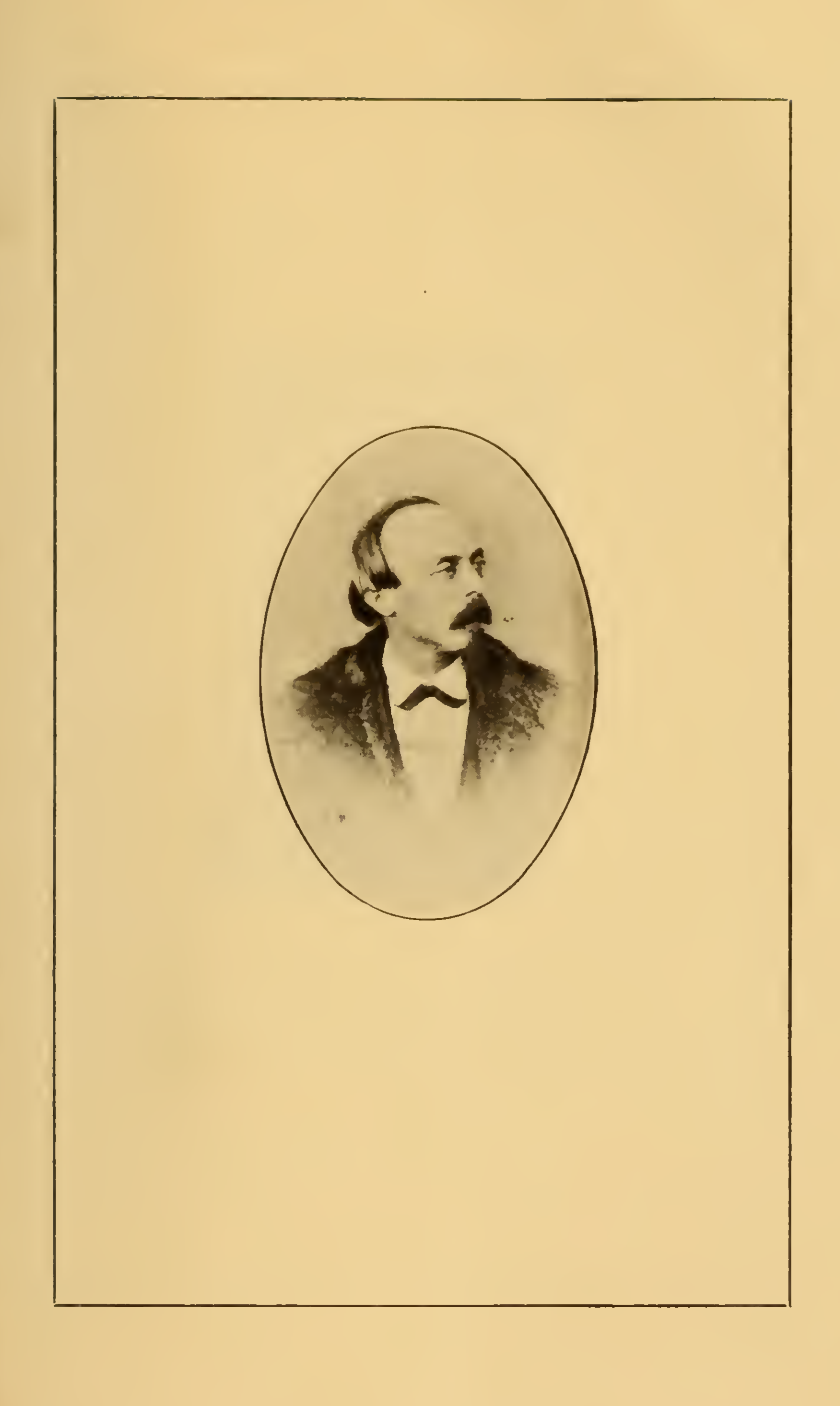
Kinder 1. Ehe: **Hans Guido** * 8. I. 1830 † 12. II. 1894	Isa * 15. VI. 1833 am 4. X. 1862 vermählt mit Victor von Bojanowski, † 1904	Oda * 10. XI. 1834	2. Ehe: Dietr. Wilhelm *4. VIII. 1850, Amtsger.-Rat in Homburg v. d. H.	Heinrich, *13. VII. 1852, Leut. im Inf.-Reg. No. 94, † 18. XI. 1870 bei Châteauneuf.

Anhang: Interessante, Hans von Bülow betreffende photographische Aufnahmen und Dokumente aus späterer Zeit



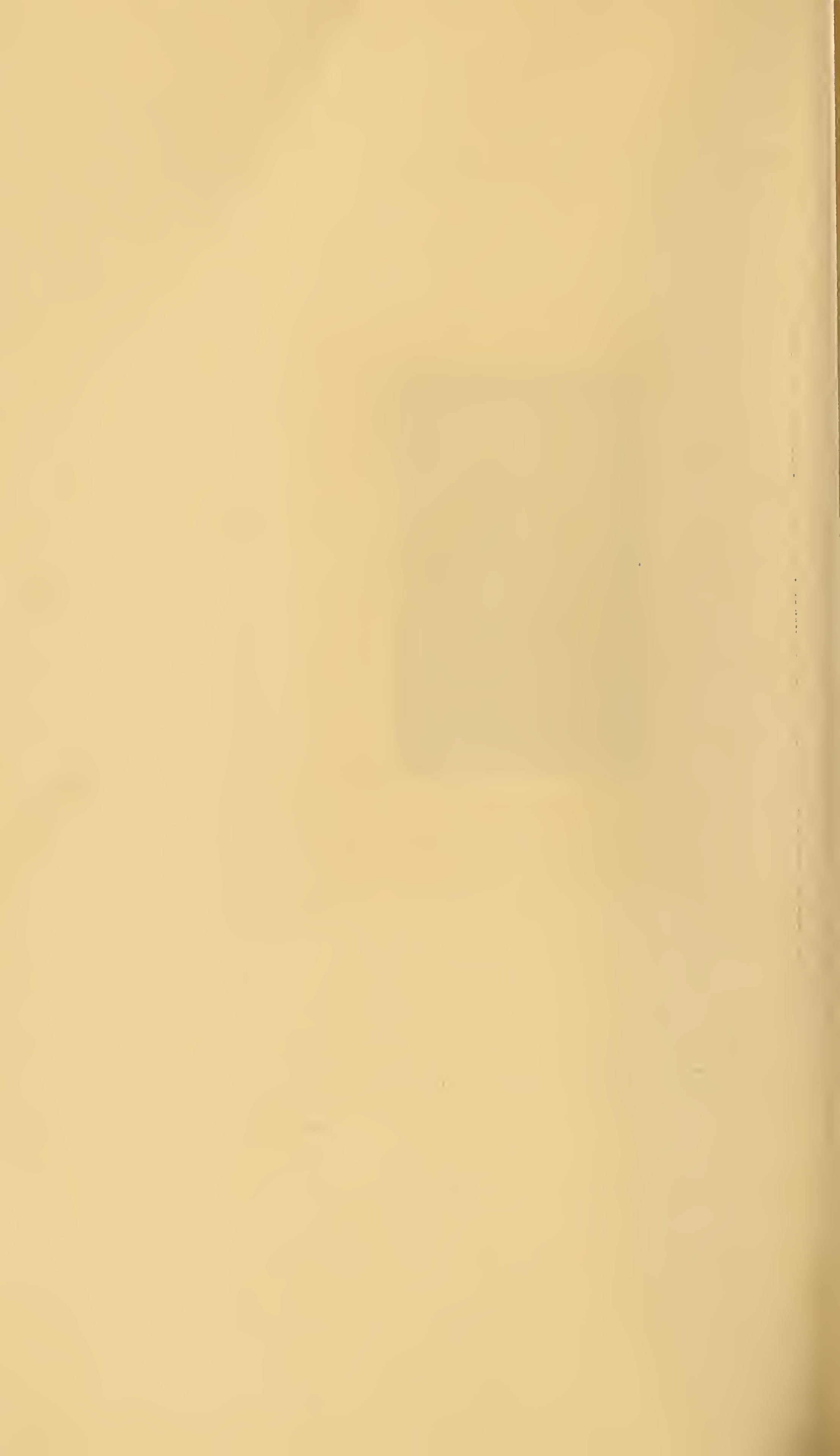


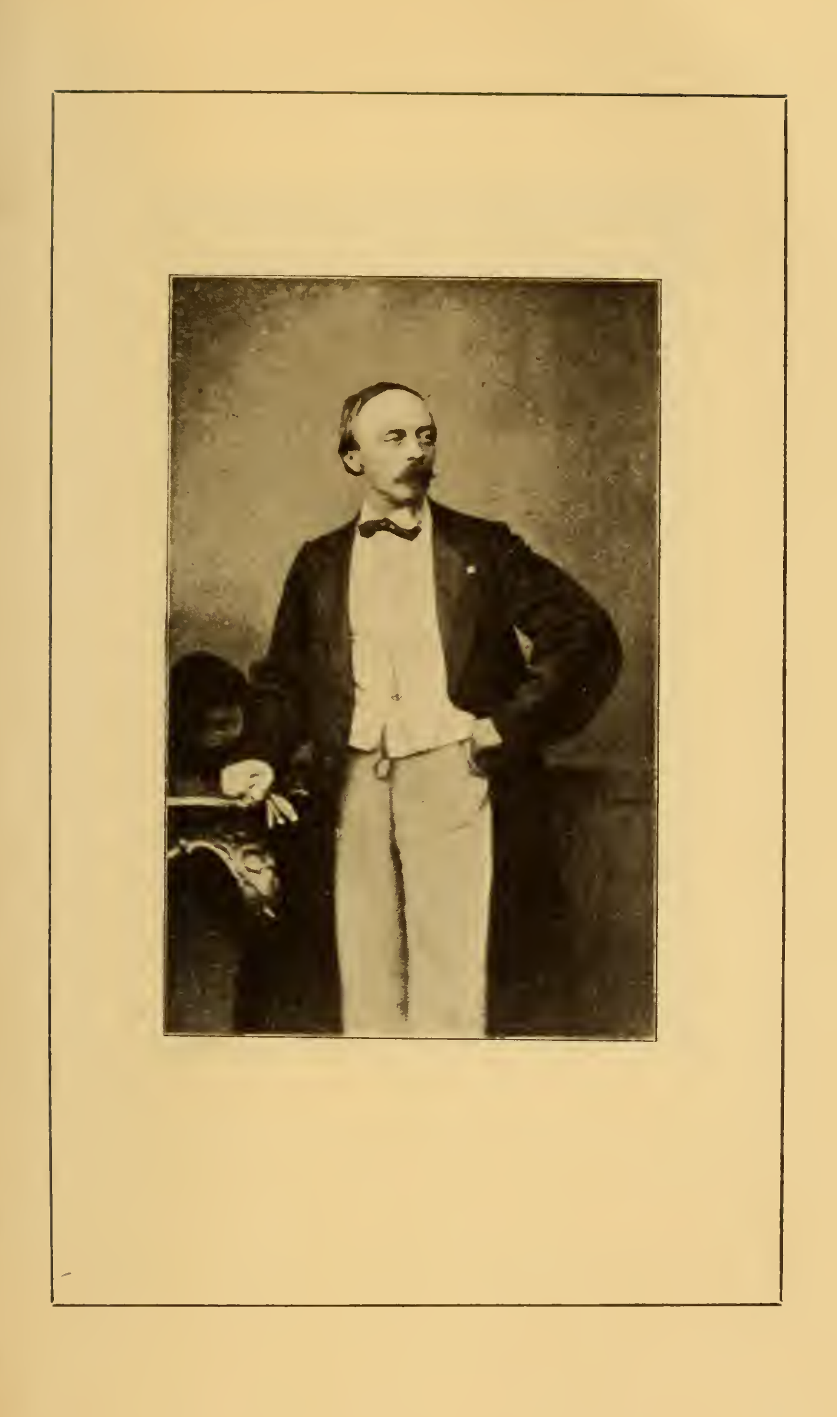








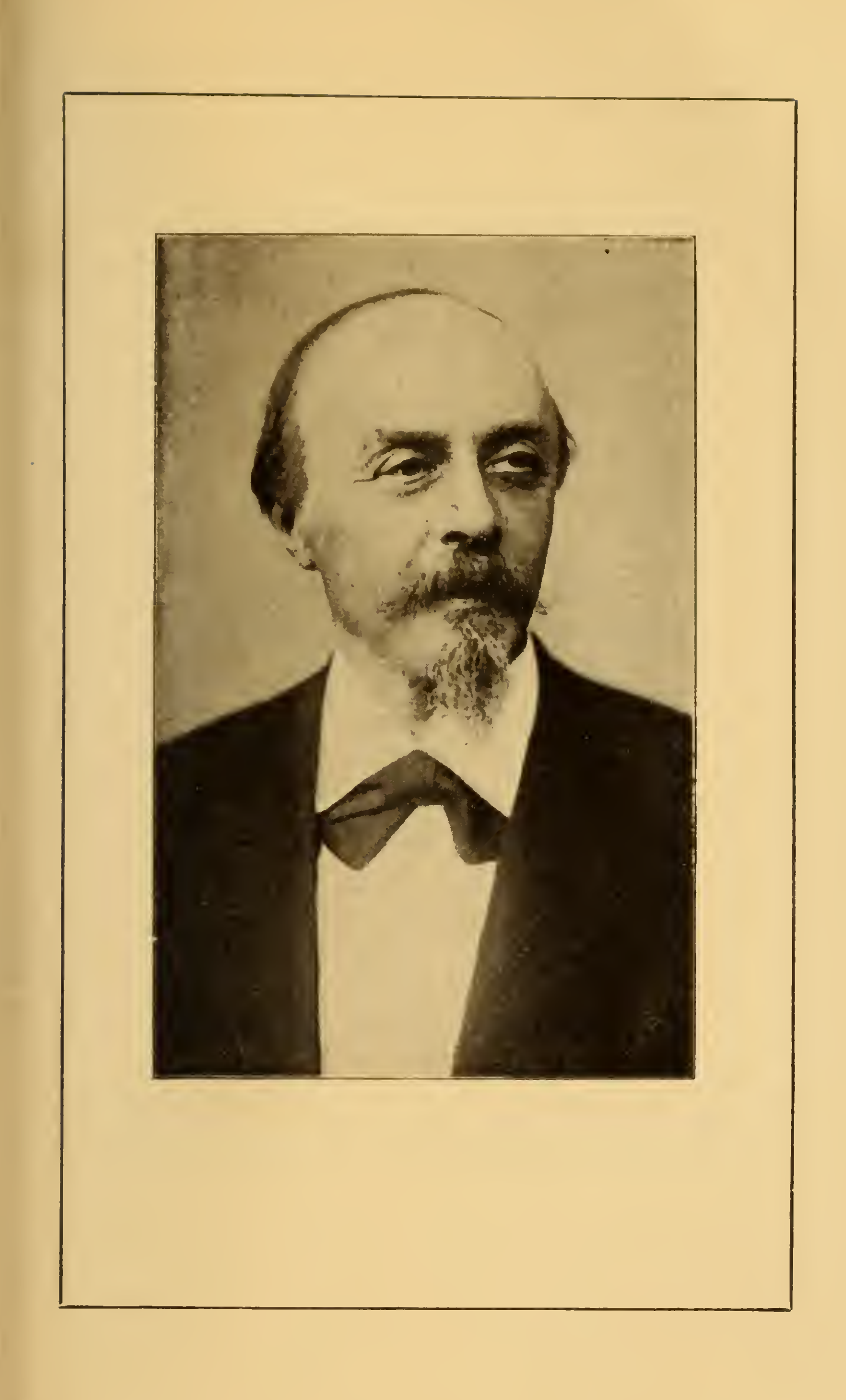


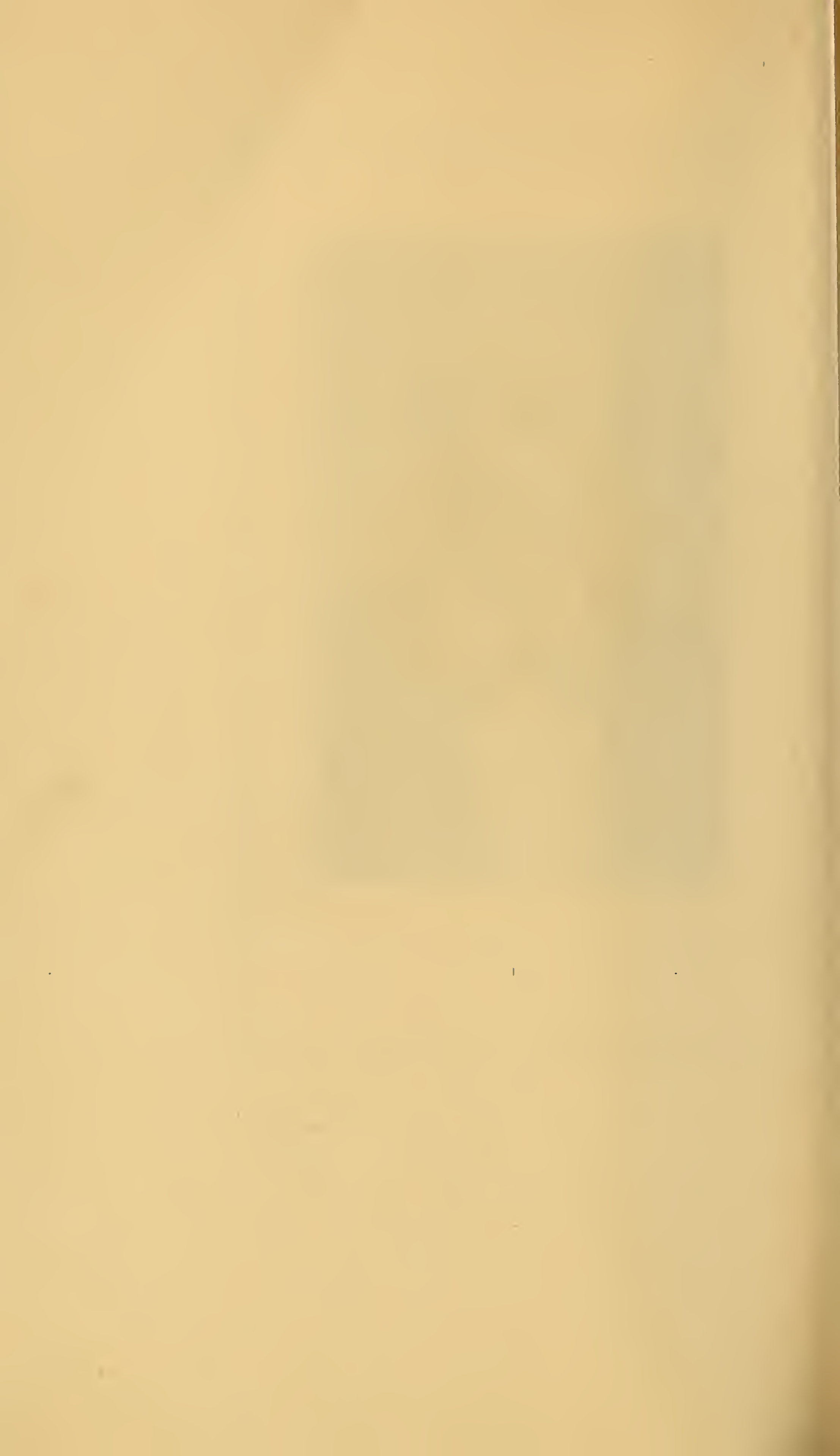






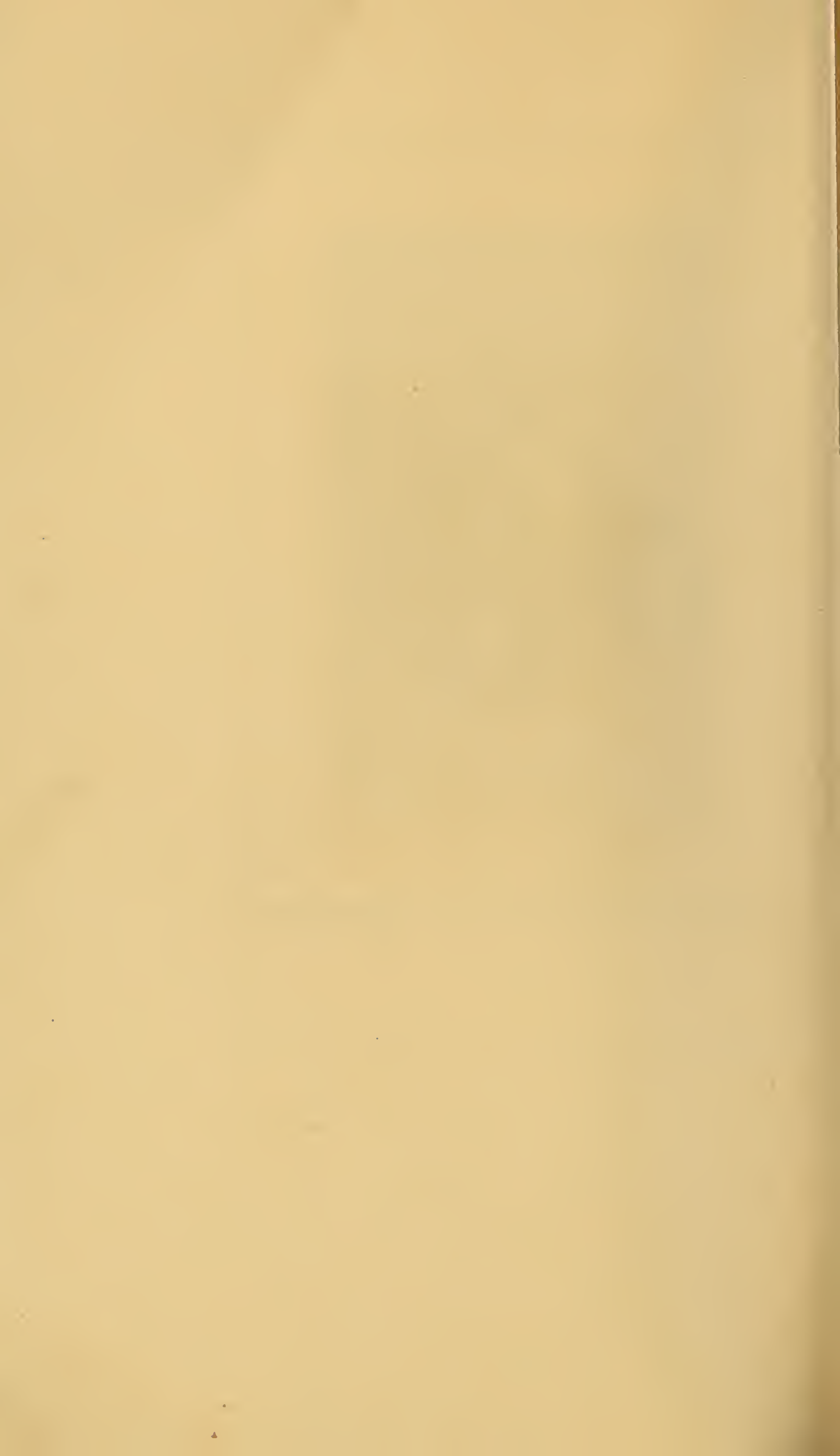








Photographische Aufnahme, Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.









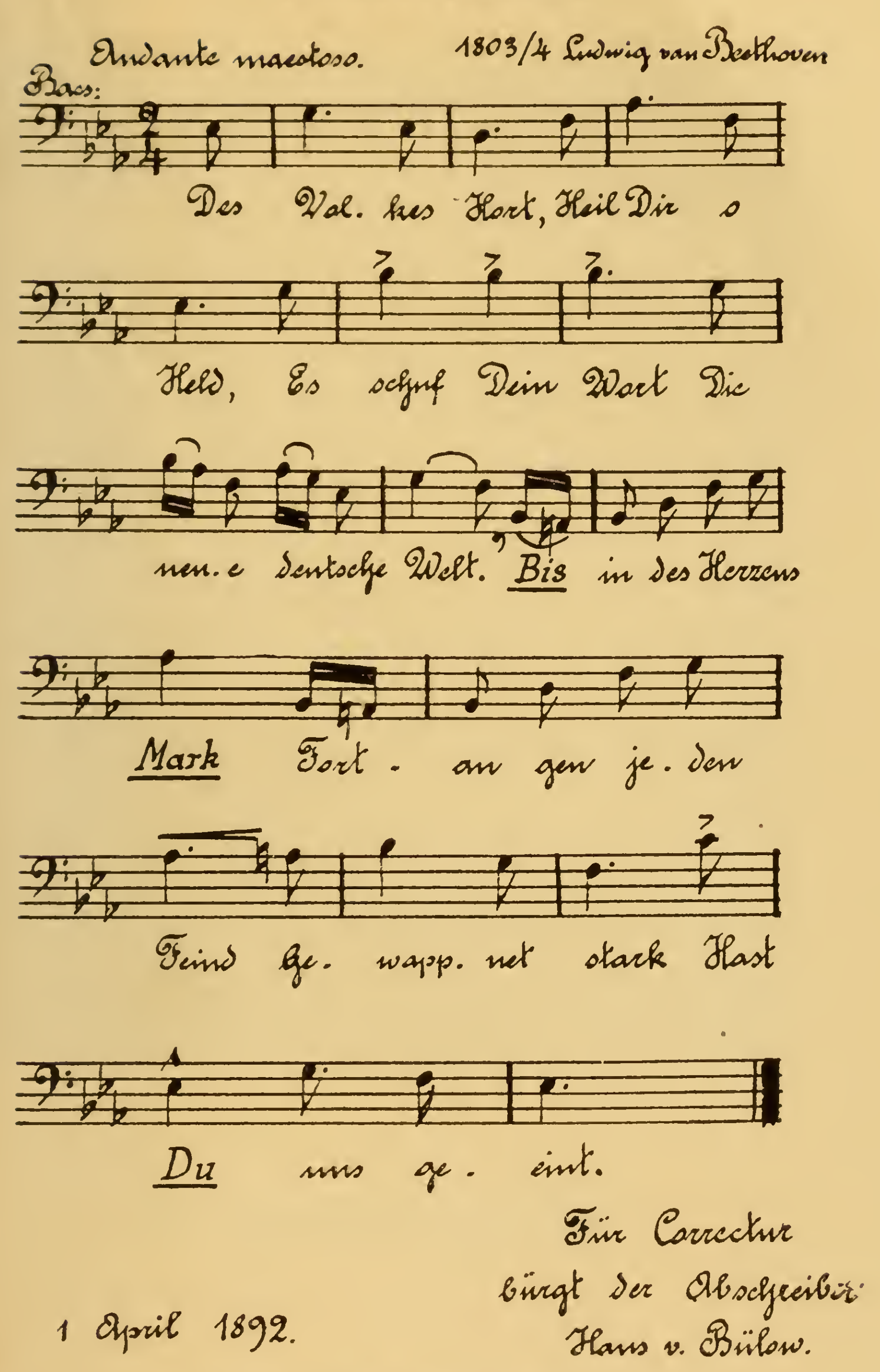
Photographie v. K. Culié, Frankfurt a. M., Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf, Frankfurt a. M.



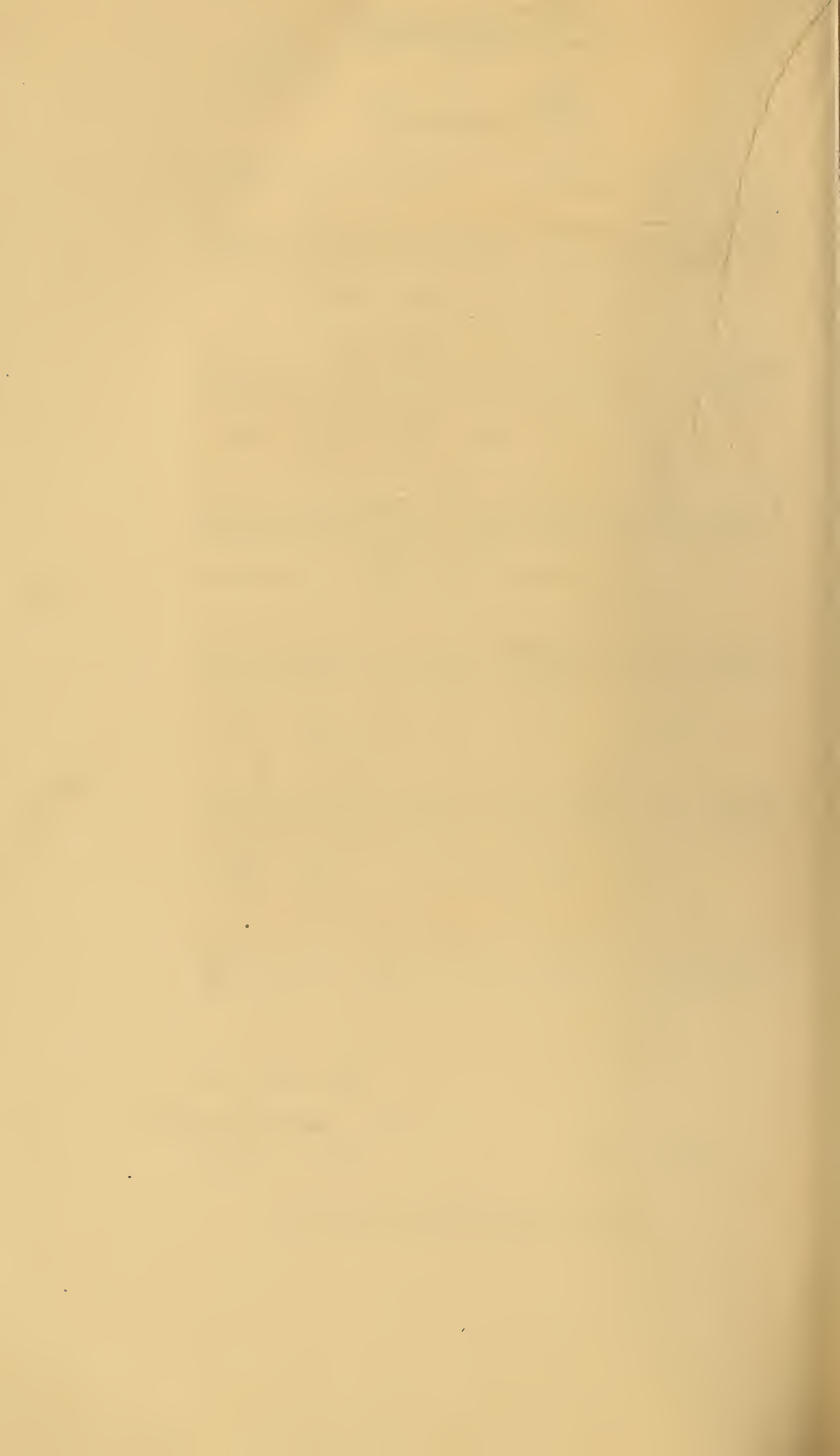
~~Bonaparte~~
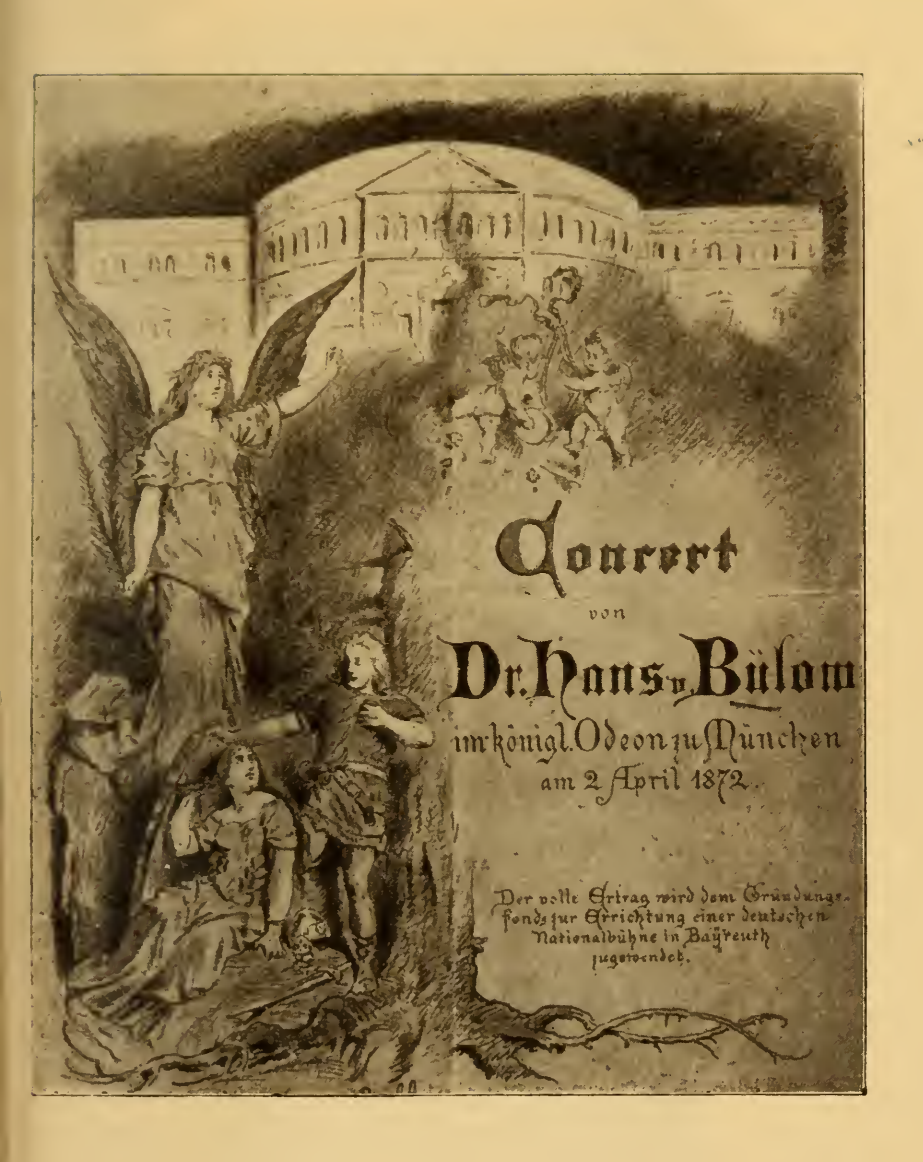
Tenor 8va höher.

Bismark.



Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.





Vorlage aus dem musikhistorischen Museum
des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.





*) Hans von Bülow



Dr. Hans von Bülow

ist am 12. Februar Abends in Kairo seinem langen, schweren Leiden erlegen.

Auf's Tiefste erschüttert giebt hiervon Kunde im Namen aller Hinterbliebenen

Marie von Bülow.

Typ. Boehme & Anderer, Kairo.

Vorlage aus dem musikhistorischen Museum
des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.





Hans von Bülow auf dem Totenbette

Photographie von F. Dremen, Cairo. Vorlage aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Fr. Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M.

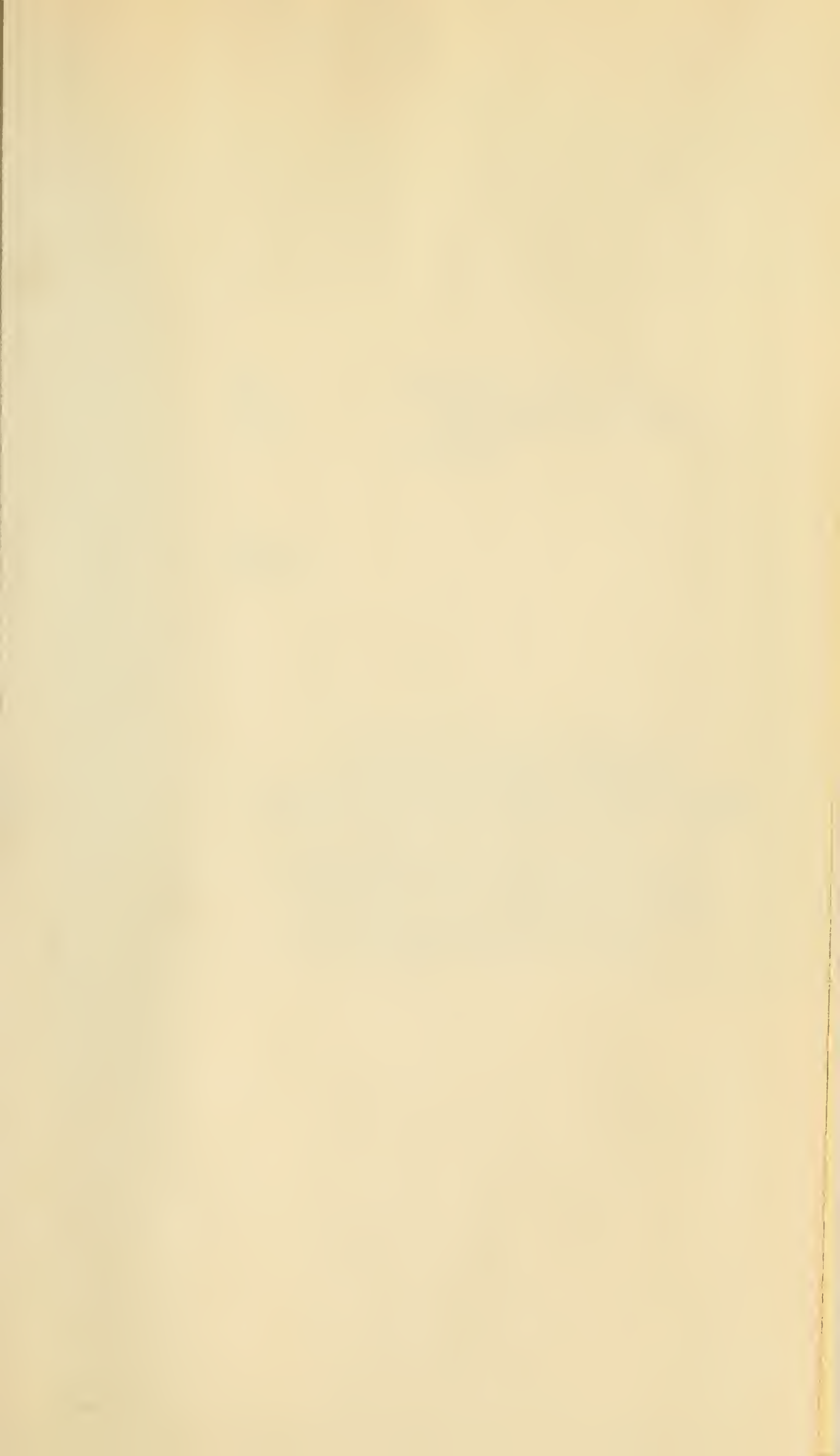


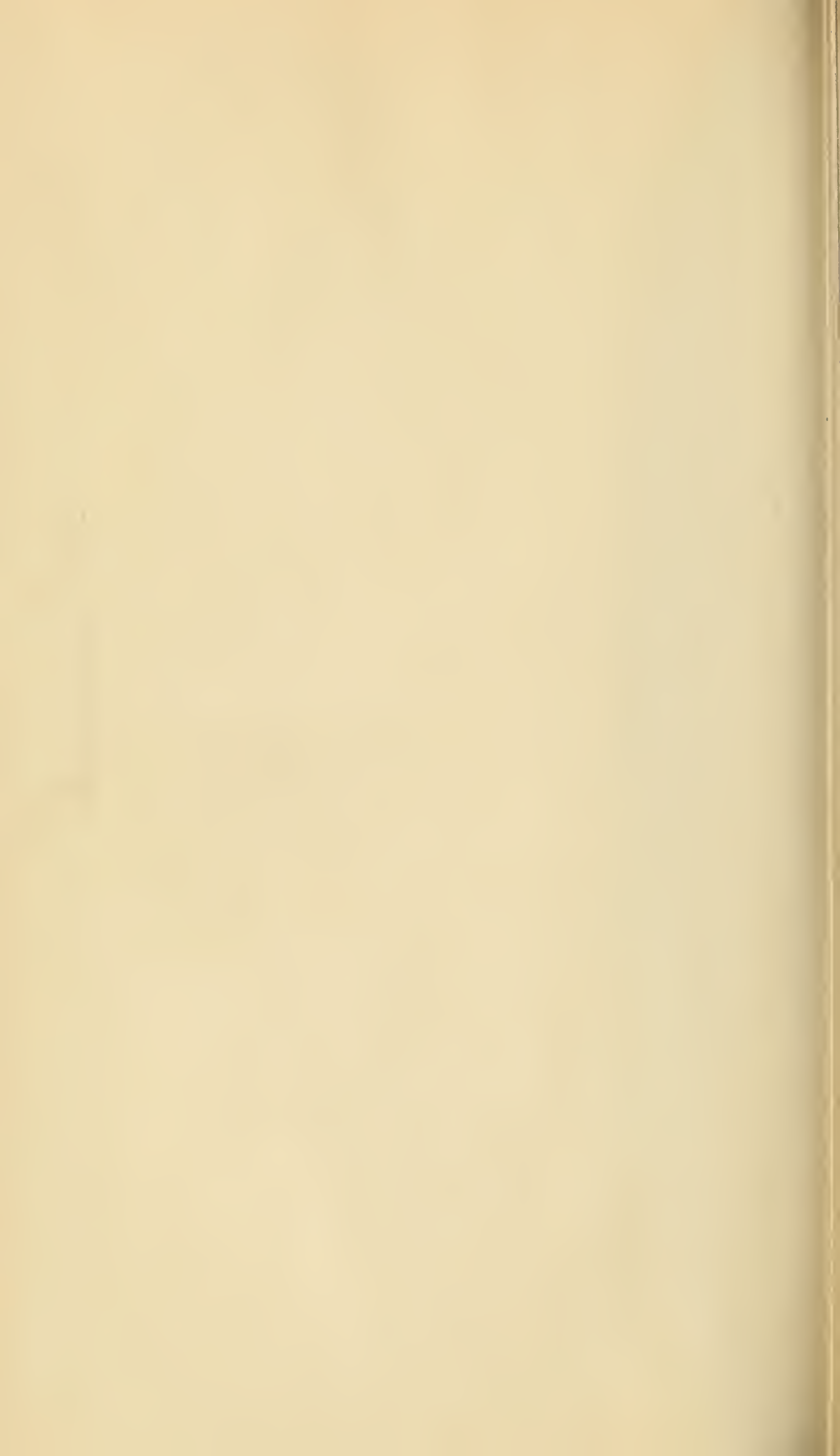


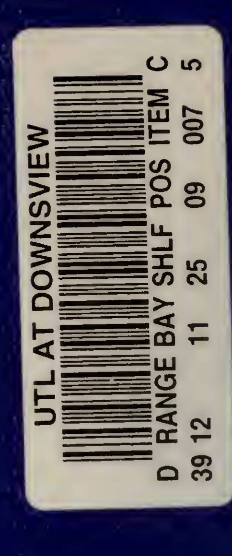











UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 11 25 09 007 5